NAPOLÉON-FRANÇOIS-CHARLES-JOSE[PH]

Duc de Reichstadt.

Napoleon und seine Helden

oder

Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe.

Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Dr. C. F. R. Auer.

Fünftes Bändchen.

Mit des Herzog's von Reichstadt Bildniß.

Leipzig, 1834.

Bei Christian Ernst Kollmann.

273.

Am Tage der ersten Vertheilung des Ordens der Ehrenlegion in der Invalidenkirche und grade in dem Augenblicke, wo sich der Kaiser entfernen wollte, fiel ihm auf den Stufen des Throns ein ganz junger Mensch zu Füßen, und rief: »Gnade! Gnade für meinen Vater!« Der Kaiser, von seiner anziehenden Gesichtsbildung und von seiner tiefen Erschütterung gerührt, näherte sich ihm und wollte ihn aufheben; aber der junge Mensch wollte seine Stellung nicht verlassen und wiederholte seine Bitte.

»Wie heißt Ihr Vater?« fragte der Kaiser.

»Sire!« gab der junge Mensch zur Antwort, indem er sich kaum verständlich machen konnte: »er hat sich ziemlich bekannt gemacht und seine Feinde haben ihn nur zu sehr bei Ew. Majestät verleumdet. Aber ich schwöre, daß er unschuldig ist. Ich bin der Sohn von Hugues Destrem.«

»Ihr Vater hat sich durch seine Verbindungen mit unverbesserlichen Aufwieglern nur zu verdächtig

gemacht; aber ich werde auf Ihr Gesuch Rücksicht nehmen. Ihr Vater ist glücklich, einen Sohn zu besitzen, der so an ihm hängt.«

Der Kaiser setzte noch einige Trostworte hinzu und der junge Mensch entfernte sich mit der Überzeugung, daß sein Vater begnadigt werden würde. Dies geschah auch. Die Begnadigung kam jedoch zu spät. Hugues Destrem starb in der Verbannung, zu der er wegen angeblicher Theilnahme an dem Mordversuche mit der Höllenmaschine verurtheilt worden war.

274.

Napoleon war auf die höchste Staffel irdischer Größe gelangt, zeigte aber auch jetzt, daß er nicht von den Gesinnungen eines alltäglichen Emporkömmlings beseelt sey. Die kaiserliche Würde trug wohl zur Vermehrung seiner Leute bei, in seinem Privatleben aber wurde dadurch nichts verändert.

B e d i e n t e waren für ihn unentbehrlich. Das A n k l e i d e n war ihm langweilig, er ließ sich dabei wie ein Kind bedienen und beschäftigte sich unterdessen mit wichtigeren Dingen. Als General hatte er zwei bis drei Kammerdiener, die ihn mit demselben Prunk bedienten, wie später den Kaiser. Nur sehr selten unterwarf er sich der großen Hofetikette; nie z. B. zog ihm der Oberkammerherr das Hemd an und nur ein einziges Mal, bei dem Gastmahle, das ihm die Stadt Paris zur Feier der Krönung gab,

reichte ihm der Großmarschall das Waschbecken. Er verlangte am Krönungstage kein anderes Ceremoniel, als das, woran der General und der Erste Konsul gewöhnt waren.

Das Auskleiden ging auf eine Weise von statten, die dem raschen und ungeduldigen Temperamente des Kaisers vollkommen entsprach. Er hatte sich gewöhnt, sobald er in sein Schlafzimmer trat, die Theile seines Anzuges um sich herum zu werfen; den Rock warf er auf den Boden, das große Ordensband auf den Teppich, die Uhr ganz schonungslos aufs Bette u. s. w. In größter Eile flog auf diese Weise ein Stück nach dem andern fort. Das Bett mußte, die Zeit der größten Hitze ausgenommen, stets gewärmt seyn. Sobald der Kaiser sich gelegt hatte, wurde seine Nachtlampe angezündet, welche von vergoldetem Silber und bedeckt war, um weniger Licht zu verbreiten. Schlief er nicht sogleich ein, so ließ er einen seiner Sekretaire, oder wohl gar die Kaiserin Josephine rufen, um ihm etwas vorzulesen; die letztere verrichtete dies Geschäft mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und der Kaiser gab ihr daher auch vor allen seinen Vorlesern den Vorzug. Man räucherte in seinem Zimmer in kleinen Gefäßen von vergoldetem Silber, bald mit Aloeholz, bald mit Zucker oder Weinessig. Beinahe das ganze Jahr hindurch mußte Feuer in seinen Zimmern brennen, denn der Kaiser, der selbst gegen das heiße ägyptische Klima gleichgültig geblieben*), war ungemein empfindlich gegen die Kälte.

*) „Das ägyptische Klima,“ sagt Savary, „hatte

275.

Bei seinem Anzuge sah der Kaiser blos auf Feinheit der Stoffe und auf Bequemlichkeit. Was den Schnitt und die Einrichtung betraf, so gab er seine Gewohnheiten schwer auf und fand es unter seiner Würde, ein Sklave der Mode zu seyn, die doch nur das Kind hirnloser Müssiggänger ist.

Napoleons Röcke und der so berühmte graue Überrock waren von den schönsten Tüchern von Louviers. Unter dem Konsulate trug er die damals modernen, ganz langen Rockschöße; als man sie abschaffte, mußte man sich der List bedienen, um auch ihn dahin zu bringen. Bei jedem neuen Rocke, der für ihn bestellt wurde, mußte der Schneider einen Zoll abfallen lassen, bis endlich das Maß der Mode erreicht war.

Das entschiedenste Gegenstück zum Kaiser war in dieser Beziehung der König von Neapel, Murat. Er erlaubte sich zuweilen, mit dem Kaiser über diesen Gegenstand zu scherzen. »Sire, Ew. Majestät kleiden sich zu sehr papamäßig. Ei, geben Sie doch Ihren getreuen Unterthanen das Beispiel eines guten

---

nicht den mindesten Einfluß auf Bonaparte gehabt; er fühlte nicht, wie jeder Andre, das Bedürfniß, nach der Mittagsstunde zu schlafen. Er war nicht anders als in Paris gekleidet, hatte seinen Rock stets von oben bis unten zugeknöpft, ohne deshalb besonders zu schwitzen, während wir uns alle in einem so hohen Schweiß befanden, daß die Farbe unserer Kleider sich davon veränderte. Wer nicht selbst eine solche Hitze erfahren hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen."

Geschmacks.« Der Kaiser erwiederte darauf: »Soll ich mich wie ein süßer Herr, wie ein Petitmaitre, kurz, wie Sr. Majestät der König von Neapel und beider Sicilien tragen? Ich bleibe bei meinen Gewohnheiten.«

Erst bei der Vermählung mit Marie Luise dachte Napoleon zum ersten Male daran, seiner Gemahlin auch durch seinen Anzug gefallen zu wollen.

276.

Eine Folge der treuen Anhänglichkeit des Kaisers an seine alten Gewohnheiten war es, daß sein Schuhmacher in den ersten Zeiten der Kaiser-Regierung immer noch derselbe war, der ihm auf der Militairschule (in Paris) seine Schuhe und Stiefeln verfertigt hatte. Er arbeitete immer nach dem alten Maß und das Geschäft war bereits vom Vater auf den Sohn übergegangen, als es nöthig wurde, ein neues Maß zu nehmen. Der Schuster, ein einfältiger Mensch, wurde also gerufen. Er hatte den Kaiser nie gesehen, und war vor Bestürzung ganz außer sich, als er zu ihm gefordert wurde. Wie sollte er vor dem Kaiser erscheinen? Was sollte er anziehen? Man rieth ihm, einen schwarzen Rock nach französischem Schnitt nebst Beinkleidern, Degen, Hut u. s. w. anzulegen. So angezogen verfügte er sich in die Tuilerien.

Als er in das Zimmer des Kaisers trat, machte

er eine tiefe Verbeugung und war in der größten Verlegenheit. Der Kaiser redete ihn an:

»Nicht wahr, Sie machten mir die Schuhe und Stiefeln schon auf der Kriegsschule?«

»Nein, Ew. Majestät Kaiser und König, dies war mein Vater.«

»Warum macht er sie nicht mehr?«

»Sire, Kaiser und König, weil er todt ist.«

»Wie viel muß ich Ihnen für ein Paar Schuhe bezahlen?«

»Ew. Majestät Kaiser und König bezahlt mir für das Paar achtzehn Franken.«

»Das ist sehr theuer.«

»Ew. Majestät Kaiser und König könnten mir noch weit mehr dafür geben, wenn Sie wollten.«

Der Kaiser lachte gewaltig und ließ sich das Maß nehmen. Sein Lachen hatte aber den armen Teufel vollends außer aller Fassung gebracht, und als er sich ihm, mit dem Hute unterm Arme und tausend Kratzfüßen näherte, kam ihm der Degen zwischen die Beine und brach entzwei; der Schuster stürzte darüber auf Kniee und Hände hin. Der Kaiser konnte sich nicht mehr halten und lachte noch viel ärger. Endlich, da ihm der Degen nicht mehr im Wege war, vollendete der Schuster sein Geschäft mit einiger Bequemlichkeit und entfernte sich darauf unter tausend Entschuldigungen.

277.

Gewohnt, von Niemanden abzuhangen, und ein Feind jener langweiligen Vorbereitungen, in denen kleinere Geister oft Wochen und Monate verbringen, erfuhr man gewöhnlich erst zwei Stunden vorher, daß der Kaiser eine Reise antreten wolle. Das ganze Haus gerieth nun in Bewegung und zur bestimmten Minute stand der Wagen vor der Thür.

Niemand legte weniger Werth auf Bequemlichkeit und bekümmerte sich weniger darum, als der Kaiser; Niemand wurde aber auch mit so großer Sorgfalt und mit so wahrer Ergebenheit, als er, von seinen Leuten bedient und er gab seine Zufriedenheit darüber oft zu erkennen. Obschon er zu sehr unbestimmten Zeiten aß, fand man auf seinen Ausflügen und Reisen doch immer Mittel, sein Diner fast eben so gut wie in den Tuilerien, in der größten Nähe bereit zu halten. Es kostete ihm nur ein Wort und das Verlangte wurde aufgetragen. Er selbst nannte dies wundervoll. Den Burgunderwein (Chambertin), den er ausschließlich trank, fand er überall, in Deutschland und Spanien wie in Moskau. Kunst und Luxus stritten sich mit dem, was Eleganz und der feinste Geschmack nur ersinnen kann, um ihm, ohne sein Wissen, dann und wann einen Genuß zu verschaffen.

Gern ließ er sich auf seinen Reisen von Josephinen begleiten; sein Widerwille gegen die ungeheure Bagage, die mit den Reisen der Frauen verknüpft ist, machte jedoch, daß er sie noch lieber zurückließ.

Einst hatte er ihr versprochen, sie mitzunehmen. Als es jedoch zur Sache kam, wollte er heimlich ohne sie abreisen.

Es war Morgens 1 Uhr, als er einsteigen wollte. Josephine, die sonst um diese Zeit schlief, erwachte von dem Geräusch und merkte seinen Vorsatz. Sogleich rufte sie ihre Frauen; aber aus Ungeduld über deren Langsamkeit springt sie aus dem Bette, zieht das erste beste Kleid an, das ihr in die Hände fällt und läuft in Pantoffeln und ohne Strümpfe aus dem Zimmer. Weinend, wie ein kleines Mädchen, das man wieder in ihre Erziehungs-Anstalt zurückbringt, geht sie durch die Zimmer, eilt die Treppe hinab und wirft sich dem Kaiser in dem Augenblick in die Arme, wo dieser in den Wagen steigen will. Eine Minute später wäre er fort gewesen. Er kann, wie gewöhnlich, ihrer rührenden Anhänglichkeit nicht widerstehen; sie bemerkt dies und schon kauert sie sich im Hintergrunde das Wagens zusammen; allein sie ist noch fast unangekleidet. Der Kaiser wirft seinen Pelz über sie und giebt noch vor der Abfahrt Befehl, daß bei dem ersten Umspannen seine Gemahlin Alles finde, was sie brauchen könne.

278.

Bonaparte liebte die belletristischen Schriftsteller nicht. Dies lag theils daran, daß er keine Zeit hatte, sie zu lesen, theils liebte er es, wenn man

sich mit positiven und bestimmten Dingen beschäftigte und sich in einem Kreise bewegte, wo man zu keinem Tadel der Staats-Verwaltung und zu keinen Regierungs-Gedanken verleitet wurde. Daher sah er auch die Ökonomisten und Publicisten, da sie sich auf irgend eine Weise mit der Gesetzgebung, mit Institutionen und moralischen Verbesserungen abgaben, sehr ungern. Die Nothwendigkeit, die er in die positiven Dinge setzte, war bei ihm so vorherrschend, daß er selbst in den Wissenschaften nur dasjenige liebte, was auf die Erde Bezug hatte; weswegen er auch Lalande nie mit der Auszeichnung behandelte, wie Monge und Lagrange. Astronomische Entdeckungen konnten auf keine direkte Weise zur Begünstigung seiner Pläne oder auch nur zur Verbesserung des Zustandes der menschlichen Gesellschaft beitragen; überdies konnte er auch Lalande es nicht verzeihen, daß er ihn, grade in dem Augenblicke, wo er Unterhandlungen mit dem römischen Hofe eingeleitet hatte, in sein Diktionaire der Atheisten aufzunehmen beliebte.

Ein Sinn, der so sehr auf Praktisches gerichtet war, wie der des Kaisers, konnte, wenn von Belletristik die Rede war, nur durch das Großartige und Erhabene befriedigt werden, diesem aber hat er zu keiner Zeit seine Bewunderung versagt. Vorzüglich liebte er die Tragödie; sie erwärmt, sagte er, die Seele, erhebt das Herz und kann und muß Helden erzeugen. Die höhere Tragödie war stets die Schule großer Männer. Es ist die Pflicht der Fürsten, die Dichter dazu zu ermuntern und ihre Werke zu ver-

breiten. Frankreich hat vielleicht einen Theil seiner Großthaten Corneille zu danken!« — Gleichviel Genuß gewährte ihm Racine. Voltaire schätzte er nicht, weil er voll Schwulst und falschen Flitterstaat sey; er kenne weder Welt noch Menschen, weder die Wahrheit, noch die Größe der Leidenschaften. Im Mahomet und dessen Karakter sowohl, als den ihm untergelegten Motiven habe er sich gleich schwer an der Geschichte, wie am menschlichen Herzen vergangen. Er würdige Mahomets großen Karakter herab durch die niedrigsten Intriguen und lasse einen Mann, der der Welt eine andere Gestalt gegeben, handeln wie einen feilen Schurken, der zum mindesten den Galgen verdient habe. Den großartigen Omar ziehe er zum gemeinen Meuchelmörder herab. Voltaire besteche den Leser nur für den Augenblick durch äußere Kunst; bei näherer Ansicht verliere er sofort Tausend aufs Hundert. Brutus sey ein gleich schlechtes Stück wie Mahomet.

Von Rousseau und seiner neuen Heloise sagte der Kaiser, er habe seinen Gegenstand überladen; er habe nicht die Liebe, sondern den Wahnsinn geschildert; die Liebe müsse ein Vergnügen seyn und keine Folter. Dies schmecke zu sehr nach dem Romanesken.

Als von Delille's Gedicht über das Mitleid die Rede war, äußerte er, die Verse seyen schön, die Sprache rein, die Gedanken angenehm; er finde aber im ganzen Gedicht weder Schöpferkraft noch Wärme.

Im Versbau stehe Delille über Voltaire, aber er sey weit hinter den andern französischen Meistern zurück.

In die gewöhnlichen Tages-Romane warf der Kaiser zuweilen Morgens einen Blick; mißfiel ihm dabei ein Buch, so flog es ohne Weiteres ins Feuer. Dies geschah unter andern mit dem Werke der Frau von Staël über Deutschland, wozu ihn noch der Verdruß bewog, daß ein Weib sich mit solchen Sachen befasse. Fand er einen seiner Bedienten im Lesen eines Romans begriffen, so nahm er ihm diesen weg und warf ihn ins Feuer, indem er fragte, ob man nichts Besseres lesen könne? Eines Tages wollte Roustan ein Buch aus dem Feuer heraus langen, aber der Kaiser rief ihm zu: »Laß diese Schweinereien da brennen; dies ist Alles, was sie verdienen.«

279.

Bonaparte kannte die Frau von Staël anfänglich nur daher, weil sie die Tochter Neckers war; eines Mannes, in dem er übrigens kein Finanz-Genie, sondern nur einen Banquier fand. Madame Staël ihrer Seits kannte Bonaparte nur erst aus seinem glänzenden Ruf, als sie, von Schreibwuth und von der Sucht zu glänzen, hingerissen, Briefe voller Begeisterung an ihn schrieb, so daß Bonaparte mit seinem richtigen Sinne sie gleich Anfangs für eine Närrin hielt.

In einem dieser Briefe sagte sie zu ihm, daß von ihnen beiden Eins für das Andere geschaffen und es blos die Folge irrthümlicher menschlicher Einrichtungen sey, daß die sanfte ruhige Josephine sein Schicksal theile, während die Natur eine Feuerseele, gleich der seinigen, zur Anbetung eines Helden, bestimmt habe. Diese Thorheiten waren Bonaparte unglaublich ekelhaft, weil grade Josephine ihm für das Ideal der Weiblichkeit galt; er warf die Briefe der Frau von Staël ins Feuer und ließ sie unbeantwortet.

280.

Es war bald nach der Rückkehr von Rastadt, als Bonaparte in einer glänzenden Assemblee Madame Staël zum erstenmale persönlich gesehen hatte. Sie suchte sich ihm zu nähern, knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an und im Laufe dieses Gesprächs, worin sie sich über ihre Sphäre erheben wollte, entschlüpfte ihr eine Frage, die ihre Eitelkeit völlig verrieth; sie fragte ihn nämlich, welche Frau in seinen Augen die größte schiene?

»Madame,« erwiederte er ihr, »die, welche die meisten Kinder besitzt.«

Madame Staël stand betroffen, denn sie hatte eine ganz andre Antwort erwartet, und kannte die Vorliebe des Generals für das Praktische noch nicht. —

281.

»Ich habe es selbst mit angesehen,« erzählt Bourrienne, »wie weit die Hartnäckigkeit einer Frau von Geist gehen kann. Es gelang der Frau v. Staël nämlich, trotz der Abneigung Bonapartes gegen sie, von der er nie zurück kam, sich ihm vorstellen zu lassen, und wenn ihm je etwas die Schmeichelei hätte verekeln können, so war es die göttliche Verehrung, womit sie ihn überhäufte. Sie verglich ihn mit einem auf die Erde herabgestiegenen Gott.«

Diesen Lobeserhebungen lag nebenbei eine Reklamation von 2 Millionen zum Grunde, welche Necker für seine loyalen und guten Dienste noch zu fordern zu haben glaubte. Bonaparte äußerte aber, daß, welchen Werth er auch auf den Beifall der Madame Staël lege, er ihn doch nicht so theuer, und noch dazu auf Kosten des Staats erkaufen könne.

Einst, als er eben einen Roman dieser Frau gelesen hatte, äußerte er unwillig: »Ich liebe die Mannweiber so wenig, als ich die weiblichen Männer liebe. Was soll eine solche umherschweifende Imagination, was bleibt am Ende davon übrig? Nichts. Alles dies ist blos eine Metaphysik der Gefühle und eine Geistesverirrung. Ich kann diese Frau nicht leiden: weil ich die Weiber nicht mag, die sich mir aufdringen.«

Später karakterisirte er sie in wenig Worten also: »Sie war eine Frau von großem Talent und Ehr-

geize; aber so außerordentlich ränkesüchtig und unruhig, daß sie zu der Bemerkung Veranlassung gab, sie würde ihre Freunde in das Meer werfen, damit sie sie im Augenblicke des Ertrinkens retten könne.«

Um sie los zu werden, verwies Napoleon sie endlich aus Paris, und seitdem war sie seine bitterste Feindin. Er ließ ihr sagen: »daß er ihr das ganze Universum zur Benutzung überlasse, den ganzen übrigen Theil der Erde ihr Preis gebe und sich blos Paris vorbehalte, dem sie sich nicht nähern solle.« Alle Bitten und Vorstellungen fruchteten nichts, der Kaiser blieb unbeugsam.

282.

Bei der Thronbesteigung Napoleons verbreitete sich in Paris das Gerücht, der Kaiser lasse Talma zu sich kommen, um in Stellungen und im Kostum Stunde zu nehmen. Napoleon, der immer von allem unterrichtet war, was man in der Stadt von ihm sprach, scherzte darüber mit Talma und als dieser nun ganz bestürzt und verlegen war, sagte er zu ihm: »Sie haben Unrecht. Ich hätte ohne Zweifel gar nichts Besseres thun können, wenn mir nur Zeit geblieben wäre.« Und jetzt gab er seiner Seits Talma einige gute Lehren in Beziehung auf seine Kunst. »Racine,« sagte er zu ihm, »hat seinen Orest schon ohnehin mit elenden Kleinigkeiten überladen, Sie aber thun noch das Ihrige dazu. Im Tode des Pom-

pejus spielen Sie nicht den Cäsar wie einen großen Mann, im Britannikus den Nero nicht wie einen Tyrannen u. s. w.« Seitdem hatte Talma in diesen berühmten Rollen sich wesentlich verbessert.

283.

Der Kaiser sprach bei einem seiner Couchers in St. Cloud lange über ein Stück, das man so eben gespielt hatte. Es war Hektor von Luce de Lanceval, das ihm sehr gefallen hatte. Er nannte es, wegen des ihm eigenen Feuers und seiner kräftigen Stellen, ein Hauptquartierstück, versicherte, man ginge dann mit mehr Lust gegen den Feind und wünschte, daß es mehr Theaterwerke in diesem Geiste gäbe.

Hiernach könnte man einer Anekdote fast Glauben beimessen, die das Montreal-Journal von 1833 mittheilt. Bonaparte kam, sagt dieses Blatt, während der unfreiwilligen Geschäftslosigkeit, in der er nach der Eroberung von Toulon in Paris lebte, durch den Umgang mit einigen Schauspielern des Théâtre français auf den Gedanken, sich durch dramatische Schriftstellerei eine Hülfsquelle zu eröffnen. Er führte daher den schon als Jüngling entworfenen Umriß zu einem Trauerspiel in Alexandrinern aus, legte dies Werk aber bei Seite, als er wieder in militairische Thätigkeit trat. Er hatte es indessen so lieb gewonnen, daß er es als Kaiser abermals her=

versuchte und dem Dichter Luce de Lanceval (Verfasser der Achilleide) anvertraute, um es nochmals zu überarbeiten und zur Vorstellung zu bringen. Lanceval that sein Bestes und stattete das Stück mit glänzenden Farben und sentimentalen Versen reichlich aus: die Direktoren des **Théâtre français**, welche den Einreicher für den Verfasser hielten, weigerten sich aber, es zur Aufführung zu bringen. Allein sie erhielten sogleich das Manuscript zurück mit dem Kabinetsbefehl: »**Les acteurs du Théâtre français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la betise de refuser. Napoleon.**« Die Schauspieler erriethen oder erfuhren zugleich die eigentliche Bewandtniß der Sache, ließen das Stück von ihren besten Mitgliedern einstudiren und es wurde mit großem Beifall von den Zuhörern und den meisten Recensenten aufgenommen. Das Stück war Hektor, dessen angeblicher Verfasser, doch nur unter dem Vorwande, den Dichter der Achilleide zu belohnen, für die Mühe der Überarbeitung reichlich entschädigt wurde.

284.

Wie wir bereits gelegentlich erwähnt, schätzte der Kaiser die ärztliche Kunst so wenig, daß er vielmehr einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Arzneimittel zeigte. Nahm er dergleichen ein, was sehr selten geschahe, so bestanden sie in Hühnerbrühe oder

Weg=

Wegwart und weinsteinsaurem Salze. Corvisart, nunmehriger kaiserlicher Leibarzt, hatte ihm den Rath gegeben, nichts zu trinken, was einen beißenden und unangenehmen Geschmack habe. Hierzu veranlaßte ihn wahrscheinlich die Besorgniß vor einer möglichen Vergiftung.

Corvisart trat unangemeldet ein. Der Kaiser scherzte häufig über ihn und seine Kunst, nannte die Ärzte Charlataner und bezog sich zuweilen auf Beweise, die er selbst erfunden hatte. Der Leibarzt gab nie nach, wenn er Recht zu haben glaubte.

Während Corvisarts Anwesenheit in der Morgenstunde barbierte sich der Kaiser zuweilen, betrieb aber dieses, seiner Thatkraft so wenig Spielraum darbietende, und ohne Zweifel für jeden Mann von Geist langweilige Geschäft, mit solcher Eile, daß er nicht selten die eine Seite ganz vergessen hatte. Machte man ihn nun darauf aufmerksam, so lachte er und holte das Vergessene nach.

Auch die Chirurgen bekamen ihren guten Theil von der Geringschätzung, die Napoleon den Ärzten wiederfahren ließ. Seine Unterredungen mit diesen Leuten waren höchst unterhaltend. Eines Tages, wo der Kaiser bei besonders guter Laune war, fiel es ihm ein, einen der anwesenden Ärzte nach seiner Gewohnheit bei den Ohren zu zupfen. Dieser aber verstand den Scherz nicht, und seitdem hatte er vor ähnlichen Anfechtungen Ruhe.

285.

Der Kaiser ritt gewöhnlich nicht anders als im Galopp. Er saß ohne Anmuth zu Pferde und scheint auch die Pferde nicht in seiner Gewalt gehabt zu haben, daher man ihm stets vollkommen zugerittene Rosse vorführte. Dieselben mußten eine harte Lehrzeit aushalten, ehe sie zu der Ehre gelangten, ihn zu tragen. Man gewöhnte sie daran, alle Arten von Martern, Peitschenhiebe auf den Kopf und an die Ohren auszuhalten, ohne dabei die geringste Bewegung zu machen; man rührte die Trommel; man schoß Pistolen zwischen den Ohren ab und machte Kunstfeuer; man schwenkte Fahnen vor ihren Augen, warf ihnen schwere Pakete, bisweilen sogar Schweine und Hammel zwischen die Beine u. s. w. An jede beschwerliche Stellung mußten sie gewöhnt seyn und mitten im Galopp stehen. Jardin der Ältere, Stallmeister des Kaisers, welcher diese Kunst des Abrichtens in vorzüglichem Grade besaß, wurde darum von Napoleon sehr geschätzt. Auch genossen die Pagen in der Reitkunst jeden möglichen Unterricht.

Der Kaiser liebte schöne Rosse und ritt in den letzten Jahren ausschließlich arabische. Das Roß, welches ihn bei dem Zuge über den St. Bernhard und in der Schlacht bei Marengo getragen, ließ er sein Leben in Ruhe beschließen. Einige Jahre lang hatte er ein arabisches Pferd von sehr seltenen Gaben. So lange es auf seinen Reiter wartete, war keine Anmuth an ihm zu entdecken; sobald aber die Tam=

bours den Marsch schlugen und dadurch die Anwesenheit des Kaisers ankündigten, richtete es sich mit Stolz in die Höhe, bewegte den Kopf nach allen Richtungen, scharrte mit dem Fuße in der Erde, und bis zu dem Augenblicke, wo der Kaiser wieder abstieg, war dieses Pferd das schönste, das man nur sehen konnte.

286.

Überhaupt war der Kaiser ein Liebhaber schöner Thiere, und dieser Zug bürgt für das Reinmenschliche seines Herzens.

Auf einer Jagd zu Rambouillet flüchtete sich ein von den Jägern verfolgter Hirsch unter Josephinens Wagen. Er hatte die rechte Zufluchtsstätte gewählt, die Kaiserin bat gerührt um Schonung und die Bitte wurde ihr freudig gewährt. Sie machte dem Hirsch ein silbernes Band um den Hals, das ihm als Zeichen seiner Befreiung dienen und ihn gegen die Angriffe aller Jäger schützen sollte.

287.

Napoleon liebte die Jagd nur um des Gebrauchs willen. Sie war ihm ein zu leeres Vergnügen, als daß sie seine Tage hätte ausfüllen können. Einst versuchte er auf der Ebene von Rambouillet eine Fal-

kenjagd. Sie wurde angeordnet, um mit der Falknerei einen Versuch zu machen, die ihm sein Bruder Ludwig, König von Holland, zum Geschenk gemacht hatte. Alles freute sich, diese Jagd mit anzusehen, von der man so viel hatte sprechen hören; sie schien aber den Kaiser noch weniger zu amusiren, als eine andere Jagd, daher sie nie wiederholt wurde.

288.

Bei einer Jagd im Gehölz von Boulogne hielt Napoleon eben am Wagen seiner Gemahlin und sprach mit einer altadligen Dame, die in demselben saß. Der Prinz von Neufchatel sprengte herbei und meldete, der Hirsch, den man jage, könne nicht mehr fort.

»Madame,« wandte sich der Kaiser galant an Frau von C., »was wünschen Sie, das man mit dem Hirsche mache? Ich gebe sein Schicksal in Ihre Hand.«

»Machen Sie, Sire, mit ihm, was Sie wollen,« gab sie zur Antwort, »er flößt mir keine Theilnahme ein.«

Den Kaiser empörte diese Fühllosigkeit, und die altadlige Dame kalt anblickend, sagte er zum Großjägermeister: »Weil der Hirsch das Unglück hat, keine Theilnahme bei der Frau von C. zu finden, so verdient er das Leben nicht; lassen Sie ihn tödten.«

289.

Wenn der Kaiser sich zu einer Jagd entschloß, so mußte er sich wenigstens auf einem großen Terrain bewegen können. So machte er zuweilen Jagden von 38 Stunden weit; die kleinsten waren von 15. Einst kam ein Russischer Offizier in 12 bis 13 Tagen als Kourier von Petersburg und traf den Kaiser zu Fontainebleau in dem Augenblicke, wo eine Jagd begann. Anstatt zur Ruhe, lud man ihn zur Jagd ein; er wollte die Ehre nicht ausschlagen, fiel im Walde hin und man hatte Mühe ihn wiederzufinden.

290.

Nur einmal fiel es dem Kaiser ein, das Tabackrauchen zu versuchen; die Gelegenheit hierzu gab eine sehr schöne morgenländische Tabackspfeife, welche der türkische Botschafter, der unter dem Konsulate nach Paris kam, ihm zum Geschenk gemacht hatte. Es fiel dem Kaiser ein, einen Versuch mit dieser Pfeife zu machen. Man hielt das Licht an den Recipienten, um den Taback in Brand zu setzen; anstatt aber zu ziehen, begnügte der Kaiser sich damit, den Mund abwechselnd zu öffnen und zu schließen. Er vermochte den Mechanismus des Ziehens schlechthin nicht zu begreifen. Zuletzt befahl er Konstant, ihm die Pfeife anzuzünden. Dies geschah; kaum aber hatte er hierauf einen Zug gethan, als

ihm der Rauch, den er nicht aus dem Munde zu blasen verstand, und der um den Schlund herumwirbelte, in die Kehle kam und durch Nase und Augen sich einen Ausweg suchte. »Weg damit!« rief er, sobald er wieder zu Athem kommen konnte, »was für ein Gestank! O der Schweine! Das Herz dreht sich im Leibe herum!«

Er fühlte sich hierauf wirklich eine Stunde lang fast unpäßlich und verzichtete auf das Tabakrauchen für immer, weil es, wie er sich ausließ, nur dazu diene, Faullenzern die Langeweile zu vertreiben.

291.

Die Pamphletschreiber haben dem Kaiser oft zur Last gelegt, daß er die größte Vorsicht beobachtet, um nicht vergiftet zu werden, daß er beständig einen Panzer getragen u. s. w. Diese Erfindungen sind durch glaubwürdige Personen widerlegt. Niemand hätte mehr Veranlassung gehabt als er, die größte Vorsicht zu beobachten, weil eine Menge Komplotte gegen ihn geschmiedet wurden, dennoch brauchte er nicht nur keine Vorsicht, sondern er vernachlässigte sie sogar.

»Sein Frühstück,« sagt Constant, »trug man alle Tage in einem Vorzimmer auf, wohin Jedermann kam, dem er eine besondere Audienz gab, und hier warteten diese Personen bisweilen Stunden lang. Auch das Frühstück mußte gewöhnlich sehr

lange warten; man hielt die Speisen so warm, als möglich, bis er aus seinem Kabinet kam. Die Gerichte der Mittagstafel wurden zwar aus den Küchen in bedeckten Körben nach den obern Zimmern getragen, aber es würde keine Mühe gekostet haben, Gift hineinzuwerfen. Den Dienstleuten, deren Ergebenheit und Treue gegen den Kaiser, selbst bei der untersten Bedienung, Alles übertraf, ist ein Versuch dieser Art nie in den Sinn gekommen.«

Als von der Lüge, daß er einen Panzer getragen, noch auf St. Helena die Rede war, riß er sein Hemde auf, zeigte O'Meara seine Jacke von Flanell und sagte: »Dies ist der einzige Panzer, den ich jemals trug.« Und zu Las Cases äußerte er, wie er, gewöhnt an den Kugelregen der Schlachten, sich, seit er an die Spitze der Geschäfte getreten, seine Lage stets dergestalt gedacht habe, als befände er sich noch in der Schlacht und als wären die Verschwörungen gegen ihn die Kugeln; in dieser Berechnung habe er, seinem Sterne vertrauend, das Übrige der Polizei anheimgestellt. »Man konnte,« sagte er, »zu mir gelangen, ohne zuvor einen Garden-Saal passiren zu müssen. Hatte man nur die äußern Schildwachen im Rücken, so konnte man ungehindert meinen ganzen Palast durchkreuzen. Marie Luise verwunderte sich nicht wenig, mich so ganz ohne Sicherheits-Maßregeln zu finden und sie meinte, in Wien ganz andere Anstalten gesehen zu haben. Ich wußte in der That nicht einmal, wo mein Degen stand. — Bei alle dem konnte ich dreißig und einige Verschwö-

rungen herzählen, von denen ich die klaren Beweisstücke in Händen hatte; deren nicht zu gedenken, die mir unbekannt blieben. Andere bemühen sich, dergleichen zu erfinden; ich für meine Person that das Möglichste, um sie zu verbergen.«

292.

Man hat behauptet, der Kaiser habe viel Taback geschnupft und ihn, um desto schneller und öfterer eine Prise zu nehmen, in seine Westentasche gethan, die deshalb mit Leder gefüttert gewesen sey. Constant hat diese Erfindung widerlegt. »Der Kaiser hat nie anders als aus seinen Dosen geschnupft, und ob er schon viel Schnupftaback brauchte, so nahm er doch nur eine kleine Prise auf einmal. Er hielt diese an die Nase, gleichsam um blos daran zu riechen und ließ dann den Taback fallen. Zwar ist es wahr, daß die Stelle, wo er sich befand, voll Taback lag; allein seine Taschentücher, die unverwerflichen Zeugen in dieser Sache, waren kaum davon beschmutzt, ob sie schon weiß aussahen und von feinem Battist waren; dies sind sicherlich keine Beweise eines großen Tabackschnupfers. Oft begnügte er sich blos damit, daß er mit seiner offenen Tabacksdose unter der Nase hin- und herfuhr, um den Geruch des Tabacks einzuziehen. Seine Dosen waren klein, oval, mit Scharnier, von schwarzer Schildkrötenschale, mit Gold beschlagen und mit Kameen oder alten Medail-

len von Gold oder Silber verziert. Er hatte runde Tabatieren gehabt; da er aber beide Hände brauchte, um sie aufzumachen, und in seinem ungeduldigen Wesen bald die Dose, bald den Deckel fallen ließ, wurde er ihrer überdrüssig. Sein Taback war sehr grob gerieben und aus mehrern Sorten zusammen gemischt. Oft machte er sich das Vergnügen, den Gazellen, die er zu St. Cloud hatte, davon zu fressen zu geben. Sie waren sehr begierig darnach, und ob sie gleich gegen Jedermann äußerst scheu waren, so näherten sie sich doch dem Kaiser ohne Furcht.«

O'Meara versichert, daß von der einzigen Sorte Taback, welche Napoleon schnupfte, der Kammerdiener Marchand im Juli 1815 zwölf Pfund von Paris gebracht habe, und daß davon im Juli 1818, wo O'Meara St. Helena verließ, noch mehr als die Hälfte übrig gewesen sey.

293.

Es war im Jahre 1796 nach der Eroberung von Italien, als Bonaparte das Bedürfniß fühlte, neben seinem öffentlichen Bureaux ein anderes für seine eignen, bereits sehr wichtig und umfassend werdenden Angelegenheiten zu etabliren. Er bedurfte dazu eines Mannes, welcher mehrerer Sprachen, der alten Formen und des diplomatischen Stils kundig war. Dieser Mann mußte zugleich von der Art seyn, daß er sich leicht an sein (Bonapartes) Interesse fesseln

ließe. Mit seinem gewöhnlichen Scharfblick erkannte der Ober-General, daß Bourrienne, sein alter, damals in Deutschland vergessen lebender Schulkamerad jene Stelle einzunehmen ganz gemacht sey, und er berief ihn daher zu sich. Bonaparte kannte auch Bourriennes Liebe zum Gelde und wußte diese Leidenschaft trefflich zu benutzen. Er forderte keine Rechnung von ihm, wahrscheinlich, um ihn desto mehr in Händen zu haben; Bourrienne aber verstand den Wink nicht und misbrauchte das Vertrauen seines Chefs in dem Grade, als dieser ihn mit Wohlwollen überhäufte. Daher denn endlich, wider Napoleons Willen, sein Sturz.

Es läßt sich denken, daß zu der Zeit, als Napoleon das Ruder der Regierung in die Hände bekam, Bourriennes Stellung ihre eigenen Schwierigkeiten hatte. Napoleon war lauter Thätigkeit und sein Geheim-Sekretair mußte die Geschäfte mit ihm theilen. Er ließ ihn Nachts oft mehrere Male rufen und verlangte überdies von ihm, daß er sich schon Morgens 7 Uhr bei ihm einfinden solle. Auch kam er regelmäßig mit den öffentlichen Blättern, die er schon durchlaufen hatte. Am 20. Juli 1801 ernannte ihn Napoleon zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst.

Bourienne, sagt Savary, hatte ein erstaunliches Gedächtniß; er sprach und schrieb mehrere Sprachen und wußte sich mit der Feder eben so gewandt auszudrücken, als im Gespräch. Dabei kannte er die Verwaltung, das öffentliche Recht, und zeigte

eine Thätigkeit und Ergebenheit, die ihn Bonaparte beim Antritt seiner Regierung unentbehrlich machten.

Bourrienne hatte viele Feinde, zum Theil wegen seines Karakters, mehr aber noch wegen seines Platzes. Die Einen mißgönnten ihm das Ansehen, in dem er bei der Regierung stand, die Andern waren unzufrieden darüber, weil er sie nicht unterstützte, und Mehrere schoben sogar, wenn ihre Bittschriften keinen Erfolg hatten, die Schuld auf ihn. Von Seiten der Gewandtheit und Verschwiegenheit konnte man ihm nicht beikommen und beobachtete daher sein Privatleben. Man wußte, daß er sich mit Finanz-Spekulationen abgab und beschuldigte ihn daher des Eingriffs in Staatskassen. Hier hatte man die empfindliche Stelle getroffen, denn Napoleon verabscheute nichts so sehr, als unerlaubte Mittel zum Gelderwerbe. Die Kunde, daß in seinem eignen Kabinet Geldgeschäfte gemacht wurden, mußte ihn vollends empören. Indessen langte eine einzige Denunciation nicht hin, um seine Verabschiedung zu bewirken, weil Napoleon sich sehr an ihn gewöhnt hatte; erst, als die Anzeigen des Geldverkehrs von mehrern Seiten einliefen, fand die Trennung Beider statt.

Bourrienne, seiner Seits, erzählt die Sache anders, ohne daß er einen Bürgen für seine Erzählung angiebt. »Am 27. Februar 1802,« sagt er, »zehn Uhr Abends diktirte mir Bonaparte eine sehr wichtige diplomatische Depesche für Talleyrand, welche große Eile hatte; zugleich lud er ihn ein, des

andern Tages zu einer bestimmten Stunde in die Tuilerien zu kommen.«

»Des andern Tages, — es war ein Sonntag — kam Talleyrand gegen Mittag zur Audienz in die Tuilerien. Der Erste Konsul begann sogleich über die gestrige Depesche mit ihm zu sprechen und erfuhr zu seinem großen Erstaunen, daß der Minister sie erst diesen Morgen empfangen habe. Er klingelte daher dem Kammerdiener, um mich zu rufen, und zog, weil er sehr übler Laune war, die Schnur so heftig, daß er die Hand gewaltig an das Gesims des Kamins stieß. Ich eilte herbei.«

»»Warum,«« rief er mir zornig entgegen, »»warum ist mein Brief nicht gestern Abend befördert worden?««

»»Ich weiß es nicht; ich habe ihn sogleich weiter gegeben.««

»»So fragen Sie den, welchem Sie ihn zustellten, und kommen Sie schnell wieder.««

»»**Eh bien**,«« fragte mich, als ich zurück kam, der Erste Konsul noch ungehaltener als zuvor.

»»**Eh bien**, General, es ist Niemand schuldig; man hat Herrn v. Talleyrand weder im Ministerium, noch sonst irgendwo gefunden, wo man ihn glauben konnte.««

»Jetzt wußte sich Bonaparte beinahe nicht mehr zu fassen, und stand auf, um selbst in das Garde-Zimmer zu gehen und den diensthuenden Offizier zur Rede zu stellen. Dieser, durch den Zorn des Ersten Konsuls aus der Fassung gebracht, stotterte und un-

gehalten über seine unzusammenhängenden Antworten kehrte Bonaparte ins Kabinet zurück. Ich war ihm, weil ich ihn so außer sich sahe, gefolgt, und suchte ihn auf dem Rückwege zu beruhigen, indem ich ihn bat, nicht so viel Aufhebens von einer Sache zu machen, die doch im Grunde nicht so wichtig sey. Ich weiß nicht, ob seine Heftigkeit dem Blute zuzuschreiben war, das von seiner Hand herablief und das er jeden Augenblick besah, aber er gerieth in eine Wuth, wie ich sie noch nie bei ihm gesehen hatte und warf die Thür des Kabinets mit solcher Gewalt zu, daß ich eine bedeutende Wunde erhalten hätte, wenn ich einige Zolle näher gewesen wäre, diese krampfhafte Bewegung begleitete er mit den Worten: »Lassen Sie mich in Ruhe, Sie sind ein Vieh!«

»Ich muß gestehen, daß bei dieser unerhörten Benennung, mit der er mich in Gegenwart Talleyrands beehrte, sein Zorn plötzlich auf mich überging; blitzschnell riß ich die Thür eben so auf, wie er sie zugeworfen hatte, und rief außer mir: »»Sie sind das noch hundert mal mehr als ich.«« Mit diesen Worten zog ich die Thür zu und ging auf mein Zimmer, das über unserm Kabinet war.«

294.

Die Ursache, aus welcher Bourrienne entlassen wurde, mag gewesen seyn, welche sie wolle; Napoleon trennte sich schwer von einem Manne, an

den die Gewohnheit ihn gefesselt hatte; er mochte nicht gern neue Gesichter um sich sehen, am wenigsten in seinem Kabinet. Es that ihm leid, sich ungeachtet der triftigsten Gründe, die er hatte, von seinem Sekretair getrennt zu haben und sein wohlwollendes Herz ließ sich herab, annähernde Schritte zu thun. Der eitle Bourrienne mißt diese Schritte seiner Unentbehrlichkeit bei und benahm sich auf eine Weise, die ihm Bonapartes Herz vollends entfremden mußte. Da Bourrienne eine hierauf bezügliche Anekdote als eigner Lobredner erzählt, kann man sie für wahr annehmen.

Napoleon ließ den eben entlassenen Sekretair rufen. »Er kam,« erzählt dieser, »lächelnd auf mich zu, nahm mich am Ohr und führte mich so mit den Worten: »Schmollen Sie immer noch?« an meinen gewöhnlichen Platz; »da setzen Sie Sich!« fuhr er fort. Man muß ihn gekannt haben, um sich meine Lage denken zu können, er besaß, wenn er wollte, einen unwiderstehlichen Zauber; ich fühlte mich nicht stark genug, ihm zu widersprechen und setzte, ohne antworten zu können, meine gewöhnlichen Arbeiten fort.«

Indessen war an eine wirkliche Aussöhnung bei dem milzsüchtigen Sekretair nicht zu denken; seine Anmaßung stieg, während er grade durch Vergessen des Vergangenen und durch weniger Eingenommenseyn für sich selbst Napoleons Herz von Neuem gewonnen haben würde. Dieser machte ihn später zum Gesandten in Hamburg.

Bourrienne hat bekanntlich Memoiren über Napoleon, das Konsulat, das Kaiserreich und die Restauration geschrieben. Bis zum Eintritt der Verdrüßlichkeiten zwischen ihm und dem Ersten Konsul ist er ein aufrichtiger Bewunderer seines Helden, wiewohl er zuweilen in Widersprüche verfällt, die einem andern Werke, **Bourrienne et ses erreurs, Paris 1830. 2 Voll.**, das Daseyn gegeben haben. Von da ab erkennt man das Bemühen, Alles von der schwarzen Seite zu schildern, überall listige Berechnung, Verstellung und Falschheit zu wittern und Bonaparte Karakterzüge unterzulegen, die er nie besaß. Der Letztere stieß aber dem Fasse vollends den Boden aus, als er Bourrienne das Möblement wegnehmen ließ, welches ihm auf Kosten der Regierung angeschafft worden war. Allerdings hätte er ihm dieses lassen können; allein Bonaparte hatte kein Recht, die öffentlichen Gelder zu verschleudern und betrachtete jene Möbeln wahrscheinlich als Eigenthum des Staats, mit dessen Fonds er bis zum Geize karg war. »Ein solcher Mann,« sagt ein neuerer Schriftsteller, »der seine Fähigkeiten ausschließlich der Fertigkeit verdankt, sich auf dem gewöhnlichen Wege für ein gewisses bestimmtes Fach auszubilden, vermag die Größe eines Geistes nicht zu erfassen, der die Bahn der Alltäglichkeit verläßt, um auf außerordentlichen Wegen ein ungewöhnliches Ziel zu erreichen.« Und so beurtheilen noch diesen Augenblick alle fabrikmäßig gebildeten Männer die Erscheinungen, welche den Stempel des Neuen und Außergewöhnlichen an sich tragen.

Menneval, ein Sekretair Josephs, war der Nachfolger Bourrienne's. Er besaß Ehre und Talente, erwarb sich bald die völlige Zuneigung seines Gebieters und bewies ihm stets eine unverbrüchliche Ergebenheit.

295.

Herr v. Talleyrand war zur Revolutionszeit Bischof von Autun gewesen und gehörte zu den drei Bischöfen, welche die Civil-Verfassung der Geistlichkeit beschworen. Er wurde darauf nach England gesandt; da man ihn aber während der Revolutionswuth in Verdacht zog, so floh er nach Amerika und blieb dort bis nach dem 13ten Vendémiaire, wo sein Name von der Emigrantenliste gestrichen wurde. Er spielte jetzt den Republikaner und wußte sich bei den Direktoren einzuschmeicheln. Sein Witz war ausgezeichnet, sein Verstand wurde gepriesen, aber der Ruf des geschicktesten Diplomaten in Europa fehlte ihm noch. In dieser Beziehung hätten ihn also die damaligen Direktoren sehr wohl entbehren können, weil es aber ihren Stolz kitzelte, einen der alten großen Herren zu ihrer Fahne schwören zu sehen, und weil sie seine zahlreichen Verbindungen im Auslande und seine feine Schlauheit kannten, nahmen sie ihn ins Ministerium auf. Unempfindlich gegen Schmähungen und Demüthigungen verfolgte er seitdem seinen Lauf, und

und bald zeigte es sich, daß er der Mann sey, den Napoleon sehr gut gebrauchen konnte.

Ein Hauptzug Talleyrands war, daß er auch die niedrigsten Dienstleistungen nicht verschmähte, wenn sie ihm von dem Direktorium angesonnen wurden und daß er bei der Ausführung sogar sich Tücke zu Schulden kommen ließ, während er die Direktoren im Grunde des Herzens verachtete.

Bonaparte dagegen ging, auch wenn er schlau war, einen graden Weg und würde sich nie zur Ausführung von Niedrigkeiten, blos um den Direktoren zu gefallen, haben brauchen lassen. Hätte Talleyrand seinen Vortheil in Bonapartes Sturz gefunden, er würde kein Mittel verschmäht haben, diesen ins Werk zu setzen; er erkannte aber, daß er grade im Kabinet eines solchen Herrschers seine Stelle finden müsse und so wurden dann beide sich unentbehrlich.

296.

Am 19. Juli 1801 wurde Herr von Talleyrand durch ein päpstliches Breve seiner Gelübde entbunden und trat wieder in den weltlichen Stand. Er heirathete hierauf Madame Grandt, deren Verhältniß zu ihm Vielen ein Gegenstand des Anstoßes gewesen war und blieb.

Napoleon hatte Herrn von Talleyrand mehrmals zu veranlassen gesucht, in den geistlichen Stand wie-

der zurückzutreten; er bemerkte ihm, daß dieser Schritt seinem Alter und seiner Geburt angemessen wäre und versprach ihm den Kardinalshut, was ihn mit Richelieu in gleiche Linie und seinem Ministerium besondern Glanz bringen würde. So wenig Beruf Herr von Talleyrand auch für das Priesterwesen fühlte, so überlegte er doch diesen Vorschlag; die Schwäche seines Karakters ging aber so weit, daß jene Frau, die indem sie die Honneurs von seinem Hause machte, seinen Geist beherrschte und selbst den Einfluß Napoleons lähmte, der seine Verbindung mit ihr auf das entschiedenste mißbilligte. Sie setzte so viele Triebfedern in Bewegung, um eine Vertreibung von sich abzuwenden, welche die augenblickliche Folge des Zurücktritts des Herrn von Talleyrand zur Prälatur gewesen seyn würde, daß sie wirklich eine Heirath zu Stande brachte, und späterhin als Prinzessin von Benevent, zwar nicht in den Tuilerien, wohl aber in der Mitte der Repräsentanten aller Höfe Europas erschien.

Napoleon erzählte, sie hätte sich ihm zweimal zu Füßen geworfen, um die Erlaubniß zu jener Heirath zu erhalten; aber erst durch die Vermittelung Josephinens habe sie ihren Zweck erreicht. »Sie war,« setzte er hinzu, »eine schöne Frau, eine Engländerin oder Westindierin, aber geistlos und unwissend. Ich hatte Denon zuweilen zum Frühstück bei mir, weil ich Gefallen an seiner Unterhaltung fand und sehr frei mit ihm sprach. Die Spekulanten glaubten jetzt, sich hinter Denon stecken zu müs-

sen, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, oder bei mir genannt zu werden. Talleyrand lud ihn zu Tische, als er dies seiner Frau ankündigte, bemerkte er, Denon sey ein berühmter Reisender und sie müsse ihm etwas Verbindliches darüber sagen, weil ihnen dies bei dem Kaiser nützen könne. Madame, die keine andre Reisebeschreibung gelesen hatte, als den Robinson Crusoe, schloß, daß Denon niemand anders seyn könne, als Robinson; weil sie nun recht geistreich gegen ihn seyn wollte, richtete sie vor einer großen Gesellschaft verschiedene Fragen über seinen Freitag an ihn. Der erstaunte Denon wußte gar nicht, was er davon denken sollte; durch ihre Fragen brachte er jedoch endlich heraus, daß sie ihn für den Robinson Crusoe hielt. Sein Erstaunen und das der Gesellschaft läßt sich nicht beschreiben, eben so wenig das schallende Gelächter, welches durch ganz Paris tönte, weil die Geschichte sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Talleyrand selbst schämte sich darüber.«

297.

Von seinen moralischen Eigenschaften abgesehen, war Talleyrand ohne Zweifel einer der fähigsten von Napoleons Ministern. Napoleon beschuldigt ihn zwar, eine Hauptursache am Tode des Herzogs von Enghien gewesen zu seyn, Bourrienne erzählt aber dagegen einen sehr löblichen Zug von ihm, der den Stempel der Wahrheit an sich trägt. Wenn Bo-

naparte, erzählt er, ihn einen Befehl ausfertigen und durch einen außerordentlichen Kourier fortschicken hieß, so eilte er gewöhnlich nicht damit, weil er seinen Karakter hinlänglich kannte, um, was die Leidenschaft ihm eingab, von dem, was er bei kalter Überlegung gebilligt haben würde, zu unterscheiden. Aus Mangel an solcher Unterscheidung haben ihm Maret, Champagny und Rovigo viel geschadet und er sah zu seinem Leidwesen seine Befehle ausgeführt, wenn es nicht mehr Zeit war, einen andern Entschluß zu fassen. Schob Talleyrand die Ausführung eines Befehls auf, so war Bonaparte nie ungehalten und machte ihm nie den geringsten Vorwurf darüber. Hatte Talleyrand in einem Augenblicke des Zorns einen Befehl erhalten, und kam dann des andern Tages, um mit dem Ersten Konsul zu arbeiten, so fragte dieser: »Nun, haben Sie den Kourier fortgeschickt?«

»Ich habe mich wohl gehütet,« war seine Antwort; »ich wollte Ihnen zuvor das Schreiben zeigen.«

Meistens geschah es dann, daß der Erste Konsul hinzusetzte: »Alles genau betrachtet, brauchen Sie Niemand fortzuschicken.«

Dies war die Art, wie man Bonaparte zu behandeln hatte und ihm wahrhaft nützen konnte. Er erkannte dies und sagte: »Talleyrand versteht mich; auf diese Art muß man mir dienen; die Andern lassen mir keine Zeit zur Überlegung, sie sind zu schnell.«

298.

Herr v. Talleyrand hatte ein sanftes Gemüth und zeigte sich sogar anschließend. Seine Familie, oder wer sonst mit ihm zu thun hatte, liebte ihn und war ihm sehr ergeben. Im engern Kreise sprach er gern und heiter von seinem geistlichen Stande. Eines Tages tadelte er eine Arie, die man in seiner Nähe trällerte. »Ich hasse sie,« sagte er, »weil sie mich an die Zeit erinnert, wo man mich zwang, den Chorgesang zu lernen und am Kirchenpulte mitzusingen.« Napoleon wollte ihm den Kardinalshut verschaffen, aber seine Abneigung gegen den geistlichen Stand war unbesiegbar.

Als das merkwürdigste an Talleyrand ist immer seine äußere Fläche betrachtet worden. »Sein Gesicht,« sagte der Kaiser, »ist so untheilnehmend, daß man nie etwas darauf lesen kann. Lannes und Murat sagten daher scherzweise von ihm, daß, wenn er beim Gespräch mit ihnen einen Fußtritt von hinten erhielte, sein Gesicht davon kein Wort verrathen würde.«

Demoiselle Raucourt, eine berühmte Schauspielerin, soll ihn, wie Napoleon versicherte, in wenig Worten sehr treffend karakterisirt haben. »Wenn sie ihn ausfragen, so ist er eine blecherne Büchse, aus der Sie kein Wort heraus bringen; fragen Sie ihn aber nicht, so werden Sie bald nicht mehr wissen, wie Sie ihn vom Reden zurück halten sollen. Er ist dann eine wahre Klatschschwester.«

Eine Person seines Umganges erzählte einst etwas beim Abendessen. Talleyrand schien zerstreut und nicht darauf zu hören. Im Laufe der Rede entfuhren dem Erzähler die (auf Talleyrand nicht Bezug habenden) Worte: »Er ist ein närrischer Lump, ein verheiratheter Priester.« Talleyrand, von diesen Worten aus seiner Zerstreuung geweckt, ergriff einen Löffel, fuhr damit in die vor ihm stehende Schüssel und rief mit drohender Geberde: »Hören Sie! Befehlen Sie Spinat?« der Erzähler wurde verlegen, Alles lachte und Talleyrand mit.

299.

Fouché war am 18. Brumaire Polizei-Minister geworden, obwohl Bonaparte eine geheime Abneigung gegen ihn hegte. Er war ihm unentbehrlich und fühlte doch einen Widerwillen gegen ihn. Alle, die Bonaparte ganz kannten, vermochten sich nicht zu erklären, wie er ihn einen solchen Einfluß hatte gewinnen lassen können, über den er selbst erstaunte.

Bonapartes aufrichtigsten Freunde hatten sich von Anfang an Fouché's Eintritt in die Regierung widersetzt; sie hatten sich aber durch ihren uneigennützigen Rath nur selbst in Ungnade gebracht, so groß war damals sein Einfluß. Fouché zeigte seine Anhänglichkeit an die Republik durch seine Stimme für den Tod des Königs; an die Schreckens-Regierung durch seine blutigen Sendungen nach Lyon und

Nevers; an das Konsulat durch wesentliche, wiewohl vielleicht übertriebene Dienste; an Bonaparte durch den Zauber, mit dem er ihn gleichsam an sich gefesselt hielt; an Josephinen durch seine Verfeindung mit den Brüdern des Ersten Konsuls. Fouché zählte unter seinen wärmsten Anhängern die Feinde der Revolution und diese überhäuften ihn mit Lobsprüchen, selbst auf Kosten des Staats=Oberhaupts, weil der gewandte Minister mit berechneter Nachsicht Personen in Schutz nahm, die er als Prokonsul in Masse gedrückt hatte. Weil ihm die Mittel zu Gebote standen, nach Belieben Furcht einzuflößen, oder durch Verführung zu fesseln, hatte er die öffentliche Meinung ganz zu seinen Gunsten gelenkt, und die Räder, die er in Bewegung setzte, griffen alle so gut in einander, daß die Polizei mehr die seinige, als die des Ministers war. Nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich hielt man daher Fouché für einen außerordentlichen Mann und er wußte sich diesen Schein zu bewahren.

Bonaparte sah in ihm den Mittelpunkt, in welchem sich alle Interessen der Revolution vereinigten und war aufgebracht darüber, konnte aber, wie in einem Zauber befangen, die ihn beengenden Fesseln nicht sprengen. Sprach er von Fouché in dessen Abwesenheit, so waren seine Ausdrücke immer bitter und heftig, in dessen Gegenwart aber stimmte sich sein Ton herab.

Als Erster Konsul wußte sich Bonaparte seiner nicht anders zu entledigen, als daß er das Polizei=

Ministerium überhaupt aufhob und es auf eine monströse Weise mit dem Justiz-Ministerium vereinigte. Fouché wurde jetzt in den Senat versetzt. Dennoch war Bonapartes Absicht nicht erreicht; Fouché behielt die Polizei, ungeachtet er entsetzt war, spielte mit seinem zwitterartigen Nachfolger, hielt die Faden der geheimen Verwaltung und wurde dadurch wieder unentbehrlich, wenn man ihn nicht gefährlich werden lassen wollte. Im Juli 1804, wo der Kaiser, mit einem Kriege an der Grenze bedroht, Paris nicht verlassen konnte, ohne in einer tüchtigen Polizei eine Bürgschaft für die öffentliche Ruhe zu besitzen, erhielt Fouché das Polizei-Ministerium von neuem.

»Fouché,« so schilderte der Kaiser diesen Mann, »hat allen Farben gehuldigt; er ist ein Priester, ein Terrorist, ein Theilnehmer mancher blutigen Revolutions-Scene. Die Kunst, alle Geheimnisse mit Ruhe und Gleichgültigkeit zu erforschen und abzulocken, ist ihm eigenthümlich. Er ist sehr reich, verdankt aber seine Reichthümer schlechten Handlungen. So mußten die Spielhäuser in Paris eine Abgabe entrichten, die mehrere Millionen betrug, und die ich, weil es ehrloses Geld war, einem Armenhospitale überwies, Fouché, der diese Abgabe zu erheben hatte, steckte manche Million in seine Tasche und es war mir unmöglich, den wahren Ertrag der Abgabe je zu erfahren.«

300.

Berthier, in Versailles geboren, war von früher Kindheit für den Soldatenstand bestimmt und

diente schon vor der Revolution in Amerika unter Lafayette. Er war ein ehrliebender, muthiger, rechtschaffener Mann, und beobachtete in seinen Geschäften eine große Regelmäßigkeit. Bonaparte war mehr an ihn gewöhnt, als ihm gewogen. Im Umgange war Berthier nicht gesprächig und wies oft mit Härte ab. Er kannte genau die Stellung jedes Korps, die Namen seiner Befehlshaber und seine Stärke. Tag und Nacht war er bereit und diktirte auf eine deutliche, verständige Weise alle, von dem jedesmaligen Armeebefehl abzuleitenden Maßregeln. Er allein war im Stande, die unbeschreiblich mühselige Ausführung alles dessen zu übernehmen, was Napoleon nur angedeutet und flüchtig hingeworfen hatte. Überdies war er sehr anhänglich und als Chef des Generalstabes an seiner Stelle. Aber über den Gedankenkreis, den ihm beständige Arbeit und lange Gewohnheit vertraut gemacht hatten, durfte er nicht hinausgeführt werden. Zu Bonaparte hatte er ein so unbegrenztes Vertrauen und seine Bewunderung für ihn war so groß, daß er sich nie erlaubt haben würde, ihm bei seinen Planen zu widersprechen, oder ihm einen Rath zu geben. Nur Bonapartes Freundschaft und der Umstand, daß Berthiers Name in offiziellen Berichten oft vorkam, machte ihm einen Ruf.

Im Anfange des Konsulats gab ihm Bonaparte das Kriegsministerium; er war jedoch mit seiner Verwaltung nicht zufrieden und ersetzte ihn durch Carnot. Um Berthier nicht an den Pranger zu stellen, ernannte er ihn dem Namen nach zum Oberbefehls-

haber der Armee in Italien und richtete (am 2. April 1800) folgendes Schreiben an ihn:

»Bürger General! Die militairischen Talente, wovon Sie so viele Proben abgelegt haben, und das Vertrauen, das die Regierung in Sie setzt, berufen Sie zu dem Kommando einer Armee. Sie haben während des Winters das Kriegs-Ministerium reorganisirt, und, soviel es die Umstände erlaubten, für die Bedürfnisse unserer Armeen gesorgt Es bleibt Ihnen nur noch übrig, während des Frühlings und Sommers unsere Soldaten zum Siege zu führen, was ein wirksames Mittel seyn wird, um den Frieden zu Stande zu bringen und der Republik Festigkeit zu verschaffen.«

Während Bonaparte diesen Brief diktirte, konnte er sich des Lachens kaum enthalten, und als er das Wort reorganisirt aussprach, brach er laut aus.

301.

Napoleons Äußerungen nach mußte Berthier derjenige seiner Siegsgefährten seyn, den er vor allen andern freigebig ausstattete. Er behauptete, ihm nach und nach wohl 40 Millionen geschenkt zu haben. Er sprach ihm Fähigkeiten in der Technik des Krieges zu, übrigens aber — äußerte er — sey er ohne Geist und Gehalt, herrisch und dabei in einem beständigen Liebesfieber befangen. In Ägypten trieb er mit seinen Liebschaften förmliche Abgötterei. An der Seite

seines Zeltes stand beständig ein anderes Zelt aufgeschlagen, das eben so sorgfältig, als ausgesucht und prachtvoll aufgeschmückt war. In diesem Zelte stand, wie in einem Heiligthume, das Bildniß seiner Geliebten, dem er zuweilen mit eigenen Händen Weihrauch spendete. Oft soll aber auch dieser Tempel entweiht und der paphischen Göttin darin ein Opfer gebracht worden seyn.

Berthier war in die Schlingen der Madame V... gefallen, nachdem diese ihr Heil bei Bonaparte umsonst versucht hatte. Eines Tages gab Bonaparte Berthier einen kostbaren Diamant von mehr als 100,000 Fr. Werth. »Heben Sie ihn auf,« sagte er zu ihm. »Wir spielen oft hohes Spiel; im ärgsten Falle möge Ihnen dies ein Nothpfennig seyn.« Kaum waren 24 Stunden vorüber, als der Nothpfennig sich in den Haaren der Madame V... befand.

302.

Murat war der Sohn eines Gastwirths, zu la Bastide bei Cahors, 1770 geboren und zum geistlichen Stande bestimmt. Er kam nach Toulouse, vollendete hier zwar seine Studien, konnte aber seinen Hang zum Soldatenstande nicht unterdrücken und wurde Chasseur im Regimente der Ardennen. Als solcher hatte er seinen Abschied genommen und war in die Heimath gegangen, als die Re-

volution ausbrach. Er nahm von neuem Dienste, und zwar als Reiter unter der Leibwache Ludwigs XVI; als dieses Korps aufgelöst wurde, erhielt er die Stelle eines Lieutenants bei einem Chasseur-Regimente. Von dieser Zeit an begann er eine so rühmliche militairische Laufbahn, daß er schnell von Stufe zu Stufe stieg und bei jeder Gelegenheit sich auszeichnete.

Seine Schönheit des Äußeren, seine körperliche Stärke, seine etwas übertriebene Zierlichkeit im Benehmen, der Stolz seines Blicks und sein brausender Muth in Gefechten schufen einen seltenen Mann aus ihm, dessen Urbild vielleicht nur im Ariost zu finden ist. Seine edle Gesichtsbildung veranlaßte, daß man bald seine geringe Herkunft vergaß; er war leutselig, höflich, galant, und auf einem Schlachtfelde waren 20 Mann, die er befehligte, so viel werth, als ein ganzes Regiment.

Bei dem Feldzuge in Italien war er Flügel-Adjutant des Ober-Generals und wurde nach Paris geschickt, um die ersten Fahnen, welche man in Italien erobert hatte, dem Direktorium zu überbringen; sie waren aus dem Gefecht von Dego und aus der Schlacht von Mondovi. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft der Madame Tallien und die der Gemahlin seines Generals; aber bereits in Rom hatte er die schöne Caroline Bonaparte kennen gelernt und es scheint, daß sie ihm schon damals nicht gleichgültig gewesen sey und daß auch er von ihr seinem Nebenbuhler, dem jungen Fürsten Santa

Croce, der sich sehr um sie bewarb, vorgezogen wurde. Durch Verwendung der Madame Tallien und der Madame Bonaparte erhielt er von dem Direktorium den Grad eines Brigade-Generals. Er blieb dabei Adjutant des Ober-Generals, wiewohl es damals Grundsatz war, daß nur Officiere, die keinen höheren Grad, als den eines Brigade-Chefs besaßen, eine solche Stelle versehen konnten.

303.

Bei der Rückkehr nach Italien begegnete Murat ein wunderliches Abentheuer; es bewältigte ihn nämlich eines Tages die Furcht.

Bonaparte hatte nämlich den General Wurmser mit 28,000 Mann nach Mantua zurück gedrängt und verlangte, daß Miollis mit nur 4000 Mann die Ausfälle des östreichschen Generals verhindern solle. Bei einem dieser Ausfälle erhielt Murat, an der Spitze eines schwachen Detaschements, Befehl, Wurmser anzugreifen. Er fürchtete sich aber, vollzog den Befehl nicht und schützte in der ersten Verlegenheit eine Wunde vor.

Dadurch fiel er bei Bonaparte in Ungnade, die in eine gewisse Feindschaft überging, so daß er ihn auch versetzte und fern von Paris hielt. Die Gunst der Damen wußte es zwar dahin zu bringen, daß er den Feldzug von Ägypten mitmachen durfte. Allein Bonaparte behandelte ihn mit strenger Kälte, bis

Murat durch die außerordentliche Tapferkeit, die er in zahlreichen Gefechten gegen Murad=Bey zeigte, ihn einigermaßen versöhnte. Die Schlacht bei Abukir gewann ihm das Herz des Ober=Generals wieder.

Murat, welcher hier die Avantgarde kommandirte, bekam Befehl, ein Dorf wegzunehmen, welches eine furchtbare Position hatte. Schon hatte er diese Aufgabe gelöst, als er verwundet wurde. Bonaparte, in der Freude über den letzten Lorbeer, den er aus Ägypten nach Frankreich mitnehmen konnte, verlangte den Grad eines Divisions=Generals für ihn und schrieb: »Seine Brigade hat das Unmögliche gethan. Dem General Murat besonders haben wir den Gewinn dieser Bataille zu verdanken.«

304.

Am 19. Brumaire hatte Murat, als er die Grenadiere gegen den Saal der Fünfhundert anführte, Bonaparte von neuem einen großen Dienst geleistet. Dieser gab ihm jetzt den Oberbefehl über die Konsular=Garde und ernannte ihn darauf zum Kommandanten von Paris, zum Reichsmarschall und Groß=Admiral.

Josephine beförderte das Emporkommen Murats. Sie wünschte an ihm eine neue Stütze gegen die Ränke der Brüder des Ersten Konsuls, die mit Haß und Mißgunst sie verfolgten. Es war ihr Wunsch, Murat durch Familienbande an Napoleon geknüpft

zu sehen und Jener ergriff begierig den Vorschlag zu einer Verbindung mit Caroline und brachte sein Gesuch bei dem Ersten Konsul an.

Damals war dieser noch zweifelhaft, ob er in eine solche Verbindung willigen dürfte. Seine Macht war noch nicht begründet und die Verbindung seiner Schwester mit einem auswärtigen Prinzen hätte ihm vielleicht eine mächtigere Stütze verschaffen können, als Murat sie ihm bieten konnte. Die Überredungskunst der Damen siegte aber. »Ja,« sagte er, »Murat war herrlich bei Abukir. Er soll Carolinen haben. Man wird nun nicht sagen, daß ich stolz bin und nach vornehmen Verbindungen trachte.«

Die Vermählung fand am 25. März 1800 statt. Bald darauf theilte er den Kampf in Italien, wo er sich den Ehren-Säbel verdiente.

305.

Lannes war im südlichen Frankreich von geringen Ältern geboren, und ergriff, ohne die mindeste Bildung erhalten zu haben, schon als Knabe das Kriegshandwerk. Er wurde beim zweiten Bataillon von Gers angestellt, welches Frankreich so viele berühmte Männer gegeben hat, und zeichnete sich schon in den Feldzügen am Rhein und den Alpen aus. Er ging als Sergeant-Major zur Armee ab, erhielt bald nachher alle militairischen Grade bis zu dem eines Brigade-Chefs und erwarb sich bei der östlichen Py-

renäen-Armee die vorzügliche Zufriedenheit seiner Obern.

Als Bonaparte die Tapfern des Landes zu sich berief, eilte auch er als Freiwilliger unter seine Fahnen, und kam hier in die rechte Schule. Sein Muth lief zwar oft mit dem Kopfe davon, aber nach und nach setzte er sich immer mehr mit demselben ins Gleichgewicht. Zuerst zeichnete er sich im Gefecht bei Millesimo aus und im Treffen von Bassano eroberte er zwei Fahnen. Er wurde hierauf General-Adjutant und im Gefecht von Dego besonders berühmt. Zum Siege bei Lodi trug er sehr viel bei.

Er erhielt den Auftrag, den Aufruhr in Pavia zu unterdrücken, eroberte die Stadt mit Sturm, und stellte die Ordnung so schnell wieder her, daß er dafür zum Brigade-General ernannt wurde. Im Gefecht bei Governola wurde er verwundet, und eben so auch im Gefecht von Arcole. Leidend an seinen Wunden, lag er auf dem Bette, als er vernahm, die Gefahr für die Armee sey groß, und Bonaparte selbst habe sich an die Spitze der Kolonne gestellt. Augenblicklich raffte er sich von seinem Lager auf, setzte sich zu Pferde und stürzte mitten in die feindlichen Kugeln. Er wollte durchaus einer von den ersten seyn, welche die Brücke einnahmen, erhielt aber einen Hieb, der ihn vom Pferde warf.

306.

Kaum war er von seiner Wunde wieder genesen, als Bonaparte ihm einen neuen ehrenvollen Auftrag gab, nämlich die Züchtigung des römischen Hofes, der sich Feindseligkeiten gegen Frankreich erlaubt hatte. Lannes brach schnell mit seiner Brigade auf, drang gegen Incola vor, nahm nicht nur diese Stadt, sondern auch alle Verschanzungen ein, so daß an keinen Widerstand von päpstlicher Seite zu denken war und Pius VI. sich genöthigt sahe, Friede zu machen.

Lannes Tapferkeit in Ägypten brachte ihm den Grad eines Divisions-Generals zu Wege. Bei Abukir wurde er am Beine verwundet, und zwar so schwer, daß er noch in Paris an Krücken gehen mußte. Aller dieser Thaten wegen wurde er allgemein geschätzt. Es war über ihn nur eine Stimme, und diese nannte ihn den Roland der Armee.

Bei dem Übergange über den St. Bernhard hatte Lannes den Vortrab zu kommandiren; er mußte also gleichsam das Signal geben zu alle den Großthaten, die hier geschahen. Sein kühner Muth öffnete auch dem Heere den Weg jenseits der Alpen.

In der Schlacht bei Montebello führte er das Kommando. Der Ruhm dieses Tages gehört ihm ganz allein. Er erwarb sich an demselben den ehrenvollen Titel, der ihm später verliehen wurde: Herzog von Montebello. Dieses Herzogthum war nicht mit der Erdscholle, sondern mit der Tapferkeit

und dem Ruhme verbunden. Das Gefecht war so furchtbar, daß Lannes einige Tage später sagte: »Die Gebeine krachten in meiner Division, wie Hagel, der auf Fensterscheiben fällt.«

307.

Lannes sagte Bonaparte zu jeder Zeit seine Meinung ohne allen Rückhalt; er war aber auch der Einzige, der sich erlaubte, ihn als Ersten Konsul noch zu duzen. Dieses rücksichtslose Benehmen von einem Manne, den er als Soldat hoch schätzte, konnte Bonaparte nicht anders als widerlich seyn. ' Er schickte ihn daher als Gesandten nach Lissabon, die Art dieser Versendung aber soll folgende gewesen seyn.

Lannes verschwendete, ohne für den andern Tag zu sorgen, sein Gold ungezählt, verschenkte vieles an arme Offiziere und an seine Soldaten, die er wie Kinder liebte, und hatte auf diese Art viele Schulden. Wenn er Geld brauchte, was sehr oft der Fall war, kam er, wie viele andere Zusprecher seiner Art, nur in die Tuilerien und verlangte Geld vom Ersten Konsul, der es ihm auch nie abschlug. Eines Tages sagte Bonaparte zu ihm: »Sie müssen eine anständige Wohnung haben und auf einem Ihrem Range angemessenen Fuße leben; miethen Sie das Hotel des Neuilles und lassen Sie es gehörig meubliren.«

Lannes that dies; das Hotel wurde gemiethet

und sehr reich meublirt; das Silberzeug allein hatte einen Werth von 200,000 Franks.

Lannes, dem doch Bonaparte kein Geld versprochen hatte, kam jetzt und verlangte 400,000 Franks von ihm, zu Bestreitung der gewissermaßen auf seinen Befehl gemachten Ausgaben.

»Aber ich habe kein Geld.«

»Wie, Du hast kein Geld? Was zum Teufel mache ich denn?«

»Ist denn in der Garde-Kasse keins vorräthig? Nehmen Sie daraus, was Sie brauchen; wir wollen das schon in Ordnung bringen.«

Lannes eilte zum Schatzmeister der Garde, der anfangs Schwierigkeiten machte, jedoch bald nachgab, als er erfuhr, daß es mit Zustimmung des Ersten Konsuls geschehe.

Vier und zwanzig Stunden später erhielt der Schatzmeister von dem Ober-Kriegs-Kommissar der Garde Befehl, den Bestand seiner Kasse anzugeben und der Empfangschein für die 400,000 Franks wurde nicht angenommen. Vergebens berief sich der Schatzmeister auf die von dem Ersten Konsul ertheilte Vollmacht; dieser wollte nichts davon wissen. Lannes sollte also die 400,000 Franks der Garde-Kasse ersetzen und hatte doch nichts als Schulden.

Er ging zum General Lefèvre, der ihn als seinen Zögling liebte und dem er den ganzen Vorfall erzählte. Dieser schoß ihm das Geld vor.

Wüthend kam Lannes zum Ersten Konsul und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. »Wie bist Du

einer solchen Niederträchtigkeit fähig?« rief er, »mich so zu behandeln, mir eine solche Schlinge zu legen, nachdem ich so viel für Dich gethan, so oft mein Blut vergossen habe! das ist der Lohn, den Du mir aufbehieltest; hast Du den 13. Vendémiaire vergessen, wo ich mehr gethan als Du? denkst Du noch an Millesimo? ich war vor Dir Oberst; um Dir zu dienen, bin ich wieder Soldat geworden, für wen habe ich mich bei Bassano geschlagen? Du hast mich bei Lodi, bei Governolo gesehen, wo ich verwundet wurde, und spielst mir einen solchen Streich! wäre ich nicht gewesen, so hätte sich Paris am 18. Brumaire empört*), ohne mich hättest Du die Schlacht bei Marengo nicht gewonnen. Ich, ja ich allein bin bei Montebello mit meiner Division über den Po gegangen und Du hast Berthier, der gar nicht dort war, die Ehre davon zuschreiben wollen, mein Leben habe ich in die Schanze geschlagen, und soll mich erniedrigen sehen. Das kann nicht seyn und soll nicht seyn.«

Unbeweglich und bleich vor Zorn hörte Bonaparte ihn an, und Lannes war auf dem Punkte, ihn zum Zweikampf zu fordern, als Junot, durch seine heftige Rede herbei gezogen, hastig eintrat. Sein unerwartetes Erscheinen brachte den Ersten Konsul wieder etwas in Fassung, und beschwichtigte zugleich die Wuth des Generals. »Gehen Sie nach Lissabon,« sagte Bonaparte, »Sie gewinnen dabei Geld,

*) Lannes war an diesem Tage Kommandant von Paris.

und wenn Sie zurück kommen, brauchen Sie Niemand, der Ihre Schulden bezahlt.«

So erreichte Bonaparte seinen Zweck. Lannes ging nach Lissabon und als er zurück kam, hatte er sich das duzen abgewöhnt.

Der Erste Konsul hatte kein Recht, zu Gunsten Einzelner über öffentliche Gelder zu verfügen. Dennoch war ein vorherrschender Zug bei ihm die Güte, die ihn nicht leicht etwas abschlagen ließ, am wenigsten, wenn seine Kriegsgefährten baten. Bei ruhigerer Betrachtung mochte er aber finden, daß diese Güte ihn zu weit führte. Da er nun zu gut war, um etwas abzuschlagen, ergriff er ein freilich sehr unangenehmes Mittel, sich die Bettler vom Halse zu schaffen, ohne daß er persönlich sie zurück weisen mußte.

308.

Lannes wußte, daß es Augenblicke geben könne, wo die Furcht sich auch des tapfersten Gemüths bemächtige. Daher schalt er eines Tages einen Obersten tüchtig aus, weil er einen jungen Offizier gestraft hatte, der eben von der Militairschule gekommen und bei einer ersten Affaire furchtsam gewesen war. »Sie müssen wissen, Oberst,« sagte er zu ihm, »daß nur ein Feigherziger im Stande ist, sich zu rühmen, daß ihm niemals bange gewesen sey.«

309.

Lannes verachtete aufs höchste den alten Adel, vorzüglich die Ausgewanderten und hatte aus allen Kräften den Kaiser abzuhalten gesucht, sie zurück zu rufen und besonders, sie an seinem Hofe anzustellen. Er bekam darüber oft Streitigkeiten mit Josephinen, welche die Ausgewanderten in Schutz nahm. Er bemühte sich nicht, seine Abneigung zu verhehlen und die Ausgewanderten ermangelten nicht, ihn wiederum zu hassen.

Als eines Tages viele Ausgewanderte in einem Saale der Tuilerien sich befanden, durch welchen Lannes ging, um sich zum Kaiser zu begeben, stellten sich jene ihm entgegen, als wollten sie ihm den Weg versperren. Lannes zog sogleich seinen Degen und schwur, Jedem die Ohren abzuhauen, der ihn aufhalten wolle. Von der Zeit an fand er nie mehr Hindernisse, und Jeder wich ihm aus, weil man wußte, daß er ein Mann von Wort war.

Einst machte er dem Kaiser von Neuem dringende Vorstellungen gegen die Anstellung von Ausgewanderten, aber vergebens. Aufgebracht, und dem Kaiser duzend, wie ehemals, schloß er damit: »Du willst nur Deinem Kopfe folgen, aber Du wirsts bereuen. Es sind Verräther. Du wirst sie mit Wohlthaten überhäufen, und sie werden Dich morden, sobald sie Gelegenheit finden.«

Dieser Ausfall zog ihm eine kurze Verbannung zu, die seinen Haß nur vermehrte.

310.

Bei einer der Batterien, welche Bonaparte gegen die Festungswerke von Toulon aufrichtete, verlangte er, auf dem Platze selbst, einen Unteroffizier, dem er diktiren könne. Sogleich trat einer hervor, machte die Brustwehr zum Schreibtisch und zeichnete auf, was Bonaparte ihm in die Feder sagte. Kaum war er fertig, als eine englische Kugel dicht bei ihm einschlug und ihn mit Erde bedeckte.

»Gut, nun brauche ich keinen Streusand!« rief der Unteroffizier aus.

Dieser Einfall und die Ruhe des Unteroffiziers zogen Bonapartes Aufmerksamkeit auf ihn und das Glück des Sergeanten war gemacht. Dieser war kein Anderer als Junot, nachmaliger Herzog von Abrantes.

311.

Junot war in seinen Schuljahren einer der schlechtesten Schüler.

Als er, nach seiner Zurückkunft aus Ägypten, sich in Montbard aufhielt, wo er als Kind mehrere Jahre verlebt hatte, suchte er die Theilnehmer seiner früheren Knabenstreiche auf, und durchstrich mit ihnen die verschiedenen Orte, wo sie sich lustig gemacht hatten.

Auf dem Marktplatze erblickte er bei dieser Ge-

legenheit einen alten Mann, der, einen großen Stock in der Hand, mit einem schulmeisterlichen Ansehen herum ging. Sogleich eilt er auf ihn zu, fällt ihn um den Hals und umarmt ihn mehrmals so herzhaft, daß der Alte fast ersticken wollte. Mit großer Mühe riß der Letztere sich los, betrachtete den General mit erstaunter Miene und konnte nicht begreifen, aus welchem Grunde ein hoher Offizier solche Zärtlichkeiten an ihn verschwende.

»Wie,« rief der General aus, »Sie erkennen mich nicht mehr?«

»Bürger General, ich bitte mich zu entschuldigen, allein ich habe keine Vorstellung von...«

»Zum Henker, mein theurer Lehrer, Sie haben also den faulsten, den ausgelassensten und unbändigsten unter Ihren Schülern vergessen?«

»Tausendmal Verzeihung; wären Sie Junot?«

»Ja, das bin ich!« erwiederte der General, indem er ihn von neuem umarmte und mit seinen Freunden sich über die Kennzeichen lustig machte, an denen er sich zu erkennen gegeben hatte.

312.

Im Lager von Boulogne hatte Napoleon den Befehl gegeben, daß die Militairs sich nicht mehr pudern, sondern sich **a la Titus** frisiren lassen sollten. Viele murrten darüber, aber alle gehorchten zuletzt dem Befehle des Heerführers, bis auf einen alten

Grenadier, der zum Korps des Generals Junot gehörte.

Dieser brave Mann konnte sich nicht entschließen, seine langen, hinten geflochtenen Haare und seinen Zopf zum Opfer zu bringen, und schwur, daß er sich nur in dem Falle dazu verstehen würde, wenn sein General ihm das erste Löckchen abschneiden wolle. Die Offiziere konnten keine andere Antwort erhalten und meldeten daher die Sache dem General Junot. »Kommt es blos darauf an?« äußerte dieser, »schickt den Schelm zu mir!«

Man ließ den Grenadier kommen und der General schnitt mit der Scheere die erste gepuderte Locke weg, hierauf schenkte er dem alten Brummbarte zwanzig Franken, welcher damit zufrieden fort ging und sich die Haare vollends abschneiden ließ.

Der Kaiser, welcher diesen Vorfall erfuhr, lachte herzlich und lobte den General Junot.

313.

Junot war ein barscher Soldat, dabei aber gutmüthig. Er liebte die Ungezwungenheit und das Spiel und beging nicht selten die tollsten Streiche. Auch als Gouverneur von Paris verschmähte er es nicht, in den Spielhäusern sich umher zu treiben, und, wenn er Unglück hatte, die Karten zu zerreißen, Stühle und Tische umzuwerfen, die Banquiers und Spieler durchzuprügeln u. s. w. Der Kaiser erfuhr

diese Geschichten, ließ Junot zu sich kommen und fragte ihn höchst aufgebracht, ob er geschworen habe, als Narr zu leben und zu sterben. Dies besserte ihn aber nicht.

Junot war mit der Pistole einer der geschicktesten Schützen bei der Armee. Wenn er auf dem Lande spazieren ritt, fiel es ihm oft ein, sein Pferd, mit einem Pistol in jeder Hand, in Galopp zu setzen, und er verfehlte nie, im Vorbeisprengen den Enten oder Hühnern den Kopf wegzuschießen, wenn er sich diesen eben zum Ziel seiner Schüsse gemacht hatte. In einer Entfernung von 25 Schritten schoß er einen kleinen Baumzweig ab, und er soll sogar ein kaum 3 Zoll langes irdenes Pfeifenrohr, das ein Soldat im Munde hatte, (mit dessen Einwilligung) zum Ziel gemacht und dasselbe in der Mitte durchgeschossen haben.

314.

Duroc war zu Nancy, im Departement der Meurthe geboren. Bonaparte fand ihn im Train bei der Belagerung von Toulon und interessirte sich sogleich für ihn. Von Tag zu Tage wurde er ihm lieber und Duroc stand seitdem beständig an seiner Seite.

Weil er ein wohlgezogener Mann von guter Lebensart war, sich auch behutsam und zugleich anmuthig auszudrücken wußte, sandte der Erste Konsul

ihn im Anfange des Jahres 1800 nach Berlin. Der Scharfsinn des Konsuls ließ ihn errathen, daß es dem Könige von Preußen Vergnügen machen würde, die Feldzüge Bonapartes, namentlich die Belagerung von St. Jean d' Acre und die Auftritte zu Jaffa von einem Augenzeugen erzählen zu hören; zugleich aber war es für den Ersten Konsul von Wichtigkeit, daß dieser Augenzeuge bei aller Umständlichkeit seiner Erzählung doch nur das mittheilte, was für wahr gelten sollte. Bonaparte hatte sich nicht getäuscht; die Begebenheiten in Ägypten waren beinahe ausschließlich der Gegenstand der Unterhaltung zwischen dem Könige und Duroc. Als der letztere von seiner guten Aufnahme Bericht abstattete, war der Erste Konsul äußerst vergnügt.

Bei dem Tode Pauls I. fiel die Wahl des Ersten Konsuls wieder auf Duroc, um Alexander zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Zu jener Zeit noch galten die Franzosen bei den Engländern für ein Volk von Tanzmeistern; die Engländer waren während der Revolution in dieser Meinung bestärkt worden, als sie unter sich einen Haufen alberner Tändler sahen, die ihr eigenes Vaterland wegen ihrer Anmaßung und Tirannei vertrieben hatte. Diese Idee hatte sich so fest gesetzt, daß, als Duroc in Petersburg ankam, Lord St. Helens, der dortige engliſche Envoyé, neugierig, wie er aussähe, die Gelegenheit wahrnahm, ihn beim Einzuge ganz in der Nähe zu sehen, und ausrief: „**Ma foi, au moins, il n'a pas l'air danseur!**“

315.

Duroc soll sehr großen Einfluß auf die Entschließungen des Kaisers gehabt haben. Er liebte den Kaiser um seiner selbst willen; es war mehr der Privatmann, dem er so innig ergeben war, als der Kaiser. Da er die geheimsten Empfindungen des Letztern kannte und in sich bewahrte, so hatte er das Mittel gefunden, vielleicht auch das Recht erlangt, sie zu mildern und zu leiten. Oft flüsterte er, wenn Jemand von einer zornigen Äußerung des Kaisers betroffen war, ihm ins Ohr: »Lassen Sie ihn nur; er sagt, was er fühlt, nicht was er denkt, nicht was er morgen thut.«

»Welch' ein Diener,« sagt Las Cases, »welch' ein Freund, welch' ein Schatz ist ein solcher Mann! Wie vielen Verdruß hat er ihm erspart, wie viel erhaltene Befehle, die in der ersten Aufwallung gegeben waren, hat er unvollzogen gelassen, weil er wußte, daß der Kaiser es ihm am andern Tage Dank wissen werde.«

316.

Bessières, gebürtig aus dem Departement du Lot begann seine militairische Laufbahn als gemeiner Soldat in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI Späterhin wurde er Offizier unter den Chasseurs

und zog durch ausgezeichnete persönliche Tapferkeit die Aufmerksamkeit des Ober-Generals der italienischen Armee auf sich, der deshalb, als er seine Guiden errichtete, ihm deren Kommando auftrug. Seitdem war er beständig an der Spitze der Garde des Konsuls und dann der Kaiserlichen Garden; man findet ihn bei der Reserve, womit er den Sieg entscheidet, oder die Früchte desselben einsammelt. Sein Name knüpft sich auf eine rühmliche Weise an alle Siege seines Gebieters, der ihn mit Ehren überhäufte. Er ernannte ihn zum Reichs-Marschall, Herzog von Istrien, zum Obersten der Garde-Kavallerie u. s. w.

Seine Fähigkeiten, die sich entwickelten, wie es die Umstände an die Hand gaben, erhielten ihn stets auf der Höhe des Glücks. Er zeigte sich gut, menschlich und edel, besaß eine alte Biederkeit und war ein höchst rechtlicher Mann, als Soldat, als Besitzer eines bedeutenden Vermögens und als Bürger. Oft machte er von der großen Gunst, in der er stand, zu Leistung wichtiger Dienste und ganz besonderer Verpflichtungen selbst bei sehr abgeneigter Stimmung des Kaisers Gebrauch.

317.

Der Kaiser liebte es, über das merkwürdige Zusammentreffen kleiner Umstände nachzudenken, die ihn

auf seine seltene Laufbahn geleitet hatten. Folgendes sind einige seiner Betrachtungen:

»Wäre mein Vater, der vor seinem 40sten Jahre starb, leben geblieben, so hätte man ihn zum Deputirten des korsischen Adels bei der konstituirenden Versammlung ernannt. Er hing sehr am Adel und an der Aristokratie; dabei aber war er sehr für alles Edle und für freisinnige Ideen. Er hätte sich entweder ganz der rechten Seite oder wenigstens der Minorität des Adels angeschlossen. Ich wäre dann jedenfalls, meine eigne Gesinnung mochte seyn, welche sie wollte, in seine Fußtapfen getreten und dann war meine Karrière ganz anders — sie war für mich verloren.«

»Wäre ich zur Zeit der Revolution älter gewesen, als ich war, so würde ich vielleicht selbst zum Deputirten ernannt worden seyn. Eifrig und warm, hätte ich gewiß, welcher Meinung ich auch gefolgt seyn möchte, mich bemerklich gemacht; aber in jedem Falle war die militairische Laufbahn dann für mich verschlossen und meine Karrière abermals verloren.«

»Wäre meine Familie mehr bekannt, wären wir reicher, mehr in der Welt gewesen, so würde meine adeliche Herkunft, selbst wenn ich den Weg der Revolution verfolgt hätte, mich doch entweder verächtlich gemacht oder gar geächtet haben. Nie hätte ich Vertrauen erlangen, nie eine Armee kommandiren, oder, wenn auch das letztere geschah, nie das wagen können, was ich gethan habe. Aber auch alle jene glücklichen Erfolge vorausgesetzt, würde ich doch nie meiner li-

beralen Gesinnungen in Hinsicht auf die Priester und den Adel haben folgen, nie an die Spitze der Regierung gelangen können.«

»Selbst die große Zahl meiner Brüder und Schwestern ist mir von großem Nutzen gewesen. Sie vermehrte meine Beziehungen und die Mittel meines Einflusses.«

»Meine Verbindung mit Madame de Beauharnais brachte mich in Berührung mit einer Partei, die mir nöthig war, um zu meinem System der Verschmelzung beizutragen. Dies war einer der ersten Grundsätze meiner Verwaltung, der diese ganz besonders karakterisirte. Ohne meine Gemahlin hätte ich mit jener Partei nie eine natürliche Gemeinschaft haben können.«

»Auch sogar, daß ich fremden Ursprungs war, wogegen man in Frankreich so sehr geschrieen hatte, brachte mir wesentlichen Vortheil. Alle Italiener betrachteten mich als ihren Landsmann, und meine Erfolge in Italien wurden dadurch sehr erleichtert. Sobald ich diese erlangt hatte, ließ man überall nachsuchen, und überall die Verhältnisse meiner Familie, welche seit langer Zeit im Dunkel geblieben war, ans Licht bringen. Es fand sich, wie das allen Italienern bekannt ist, daß sie durch geraume Zeit eine wichtige Rolle mitten unter ihnen gespielt hatte. Sie wurde nun in ihren Augen und in ihren Herzen zu einer italienischen Familie. Als von der Verheirathung Paulinens mit dem Fürsten Borghese die Rede war, war in Rom und Toskana nur Eine

Stimme in dieser Familie und ihren Verwandten. »Das ist gut, das bleibt unter uns, das ist eine von unsern Familien.« Als man über die Krönung unterhandelte, welche der Papst in Paris vollziehen sollte, und die östreichsche Partei im Konklave sich mächtig dagegen setzte, trug die italienische Partei den Sieg davon und fügte den politischen Betrachtungen noch die Bemerkung der National-Eigenliebe hinzu: »Bei alle dem ist es eine italienische Familie, die wir über die Barbaren setzen, um sie zu regieren. Wir rächen uns dadurch an den Galliern.«

»Endlich ist es keinem Zweifel unterworfen, daß selbst der wenig bekannte, poetische, hochklingende Name Napoleon, gleich andern kleinen Umständen, zu der großen Hauptsache das Seinige beigetragen hat.«

318.

Die Handlungen des Kaisers, wenn sie auch noch so leidenschaftlich schienen, waren doch immer berechnet. Wenn einer seiner Minister, oder sonst ein Vornehmer irgend einen großen Fehler gemacht und er wirklich Grund hatte, ungehalten zu seyn, so daß er sich nun erzürnt und heftig gegen ihn zeigen mußte, versäumte er nie, noch dritte Personen bei Scenen dieser Art gegenwärtig seyn zu lassen. »Ich habe mir's zur Regel gemacht,« sagte er, »daß, wenn ich züchtigen wollte, der Streich Viele auf einmal

tref-

treffen mußte. Der, den er zunächst erreichte, zürnte mir darum weder mehr noch weniger, und derjenige, welcher Zeuge dabei war, und dessen Gesicht und Verlegenheit man dann sehen mußte, ging ganz heimlich umher, und erzählte, was er gesehen und gehört hatte. Ein recht heilsamer Schrecken lief nun von Ader zu Ader in dem Körper des Staats; Alles ging dann besser, ich hatte weniger zu strafen nöthig, und ohne Vielen weh zu thun, sammelte ich unendlich viele Frucht.«

319.

Der Kaiser griff durch Worte, die er an einen Einzelnen richtete, oft ganze Massen an; er that dies dann mit vielem Aufsehen, um eine größere Wirkung hervorzubringen. Aber sein Zorn war, wie eben gesagt, nur angenommen und erkünstelt. Er wollte auf diese Weise Vergehungen abwenden und Bestrafungen ersparen.

Einst wendete er sich bei einer großen Audienz mit der größten Heftigkeit und ganz im Tone des Zornes gegen einen Oberst, dessen Regiment bei der Rückkehr nach Frankreich sich mancherlei leichte Vergehungen gegen die Einwohner des Landes, wo es durchmarschirt war, zu Schulden gemacht hatte. Da nun der Oberst glaubte, daß die Strafe ungleich härter sey, als er sie verdient habe, suchte er immer

von Neuem sich zu entschuldigen, und der Kaiser sagte, ohne den öffentlichen Verweis abzubrechen, immer leise zu ihm: »Es ist gut; aber schweigen Sie nur! Ich glaube Ihnen, aber bleiben Sie nur ruhig.«

Als er ihn später allein wiedersahe, äußerte er: »Ich geißelte in Ihnen Generale, die um Sie her standen, und die, hätte ich mich direkt an sie wenden wollen, die tiefste Degradation, vielleicht noch Härteres verdient haben würden.«

320.

Eben so, wie der Kaiser gern öffentlich züchtigte, wurde er selbst ebenfalls gar häufig öffentlich angegriffen. Eines Tages trat bei einer Parade ein junger Offizier ganz aufgebracht aus seinem Gliede, um sich zu beschweren, daß er gemißhandelt, daß er zurückgesetzt werde, daß man ungerecht gegen ihn sey, daß ihm Andere zur Ungebühr vorgezogen worden wären, und er nun schon 5 Jahre als Lieutenant diene, ohne zu avanciren.

»Seyn Sie ruhig,« erwiederte ihm der Kaiser; »ich bin 7 Jahre Lieutenant gewesen, und wie Sie sehen, kann man demungeachtet noch vorwärts kommen.«

Alle Welt lachte und der junge Offizier ging, auf einmal abgekühlt, in sein Glied zurück.

321.

Napoleon war dankbar, was man so oft bestritten hat. Wir haben bereits mehrere Beispiele davon gegeben.

Ein junger Mann hatte Gelegenheit gehabt, in seinen ersten Jünglingsjahren dem Kaiser einen Beweis von großer Liebe zu geben. Letzterer bemerkte dies und fragte ihn, was er werden wolle; ja er machte ihm, ohne seine Antwort abzuwarten, selbst einen Vorschlag. Als er nun erwiederte, daß die Vermögens-Umstände seines Vaters ihm nicht erlaubten, auf diesen Vorschlag einzugehen, antwortete Napoleon schnell: »Was kümmert Sie das? Bin ich nicht auch Ihr Vater?«

322.

Ein General hatte sich in seinem Departement Dinge zu Schulden kommen lassen, weshalb er in Untersuchung gerieth und in Gefahr war, seine Ehre, vielleicht sogar das Leben zu verlieren. Derselbe General hatte jedoch einst, am 18. Brumaire, Napoleon die wesentlichsten Dienste geleistet. Er schickt nach ihm, hält ihm seine schlechten Streiche vor und sagt endlich: »Bei alle dem bin ich Ihnen Verbindlichkeiten schuldig; ich habe es nicht vergessen. Ich stehe deshalb im Begriff, die Gesetze zu verletzen, gegen meine Pflicht zu sündigen. Ich begnadige Sie,

mein Herr! Gehen Sie; — aber merken Sie sich wohl, von heute an sind wir quitt. Nehmen Sie sich also in Acht — ich werde Sie im Auge behalten.«

323.

Bonaparte belohnte die Ehrlichkeit und Redlichkeit auch an den niedrigsten Personen.

Der Staatsrath von Bourrienne hatte einst eine Uhr verloren. Sie wurde öffentlich aufgeboten und ein Dorfknabe, der sie im Staube gefunden, brachte sie zurück. Dieser Zug gefiel dem Ersten Konsul so wohl, daß er über den Burschen und seine Ältern Erkundigung einziehen ließ. Er erfuhr, es seyen ehrsame Landleute; Bonaparte versorgte drei Brüder und befreite, — was sonst sehr schwer von ihm auszuwirken war, — den ehrlichen Burschen von der Konscription.

324.

Der Kaiser liebte Geistesgegenwart und schnelle Antwort, selbst wenn diese unrichtig war.

Eines Tages hielt er Musterung auf dem Karoussel-Platze. Sein Pferd bäumte; er bemühte sich, es zu bändigen und dabei fiel ihm der Hut vom

Kopfe. Ein Lieutenant hob ihn auf und trat aus der Linie heraus, um ihn dem Kaiser zu überreichen. »Dank, Kapitain!« sagte jener zu ihm, indem er immer noch mit der Beruhigung seines Pferdes beschäftigt war. »In welchem Regimente, Sire?« fragte der Offizier. — Jetzt erst sah ihn der Kaiser genauer an, und gab, da er seinen Mißgriff bemerkte, lächelnd zur Antwort: »Recht, in der Garde!«

Wenige Tage darauf wurde das Patent für den neuen Kapitain ausgefertigt, der es sowohl durch seine Geistesgegenwart, als durch Tapferkeit und Geschicklichkeit verdiente.

325.

Bei einer andern Gelegenheit bemerkte der Kaiser in den Gliedern eines Linien-Regiments einen alten Soldaten, den er schon in der italienischen Armee gesehen zu haben sich erinnerte. Er ritt an ihn heran und fragte: »Wie kommt es, tapferer Mann, daß Du nicht das Kreuz der Ehrenlegion hast? Du scheinst doch kein schlechter Kerl zu seyn.«

»Sire!« versetzte der alte Schnurrbart mit verdrießlichem Ernste; »man hat mich dreimal zum Kreuze notirt.«

»Das soll nicht zum vierten Male geschehen,« erwiederte der Kaiser und befahl dem Marschall Berthier, den tapfern Mann auf die Liste für die nächste Beförderung zu setzen.

326.

Der Kaiser bezahlte seine eignen Ausgaben, sobald sie nicht den Etat überschritten, ziemlich pünktlich; aber die Liquidationen der Lieferanten für den Staat mußten strenge Revisionen passiren. Er hielt diese Leute, ohne Ausnahme, für Schelme, zog den Nutzen von ihnen, der sich für das gemeine Beste ziehen ließ und mochte im Übrigen mit ihnen nichts zu schaffen haben.

Als Collot, der dem Staate bekanntlich große Dienste geleistet hatte, zur Belohnung dafür eine Stelle im Staats-Rath forderte, erwiederte ihm Napoleon: »Ich mag in meinem Staats-Rathe keine Fleischlieferanten haben.«

327.

Der Kaiser hatte sehr gute Ursache, mit den Lieferanten so zu verfahren. »Die Lieferanten und Geschäftmacher,« sagte er, »liegen der neuen Obergewalt als eine Geißel, als der Aussatz der Nation vor Allen auf der Seele. Sie bildeten bei meinem Regierungsantritt eine wahre Macht, die höchst gefährlich für den Staat war, da sie durch ihre Intriguen, und das Treiben ihrer Agenten und ihrer unzähligen Clienten alle Kräfte desselben in der Entwickelung störte und hinderte. Sie konnten jederzeit nur, wie Juden und Wucherer, vergiftete und höchst

verderbliche Hülfsquellen öffnen. Sie hatten keine Achtung für das Direktorium und glaubten auch das Konsulat gängeln zu können.«

»Einer der größten Rückschritte, den ich die bürgerliche Gesellschaft zu ihrem früheren Zustande und ihren ehemaligen Sitten thun ließ, bestand darin, daß ich dieser ganzen falschen Herrlichkeit ein Ende machte. Nie kam es mir in den Sinn, aus diesem gemeinen Volke Jemand zu Ehren zu bringen. Von aller Aristokratie schien mir diese die schlimmste. Der Konsul Lebrun unterstützte mich in diesem Grundsatze, den mir jene Partei nie verziehen hat, noch weniger die strenge Untersuchung, die ich über ihre an die Regierung abgelegten Rechnungen verhängen ließ.«

»Sobald eine solche Sache sich zur Untersuchung eignete, verwies ich sie an den Groß-Richter, um gesetzlich verfahren zu lassen. War es dahin gekommen, so thaten die Implicirten gewöhnlich Vergleichsvorschläge und gaben lieber mehrere Millionen wieder heraus, als daß sie sich den Prozeß machen ließen. Ich wußte sehr gut, daß diese Dinge in den Gesellschaften der Hauptstadt ganz falsch erzählt würden, daß sie mir große Feindschaft und den Vorwurf der Willkühr und Tirannei zuzogen; aber ich erfüllte eine sehr wichtige Pflicht gegen den Staat im Ganzen und dieser war für dies Verfahren gegen solche Blutigel Dank schuldig.«

328.

Die erste Gelegenheit, bei welcher Napoleon sich unter den Geschäftsmännern und Zahlenmachern eine ganz eigne Reputation erwarb und seinen Ruf als Finanzier gründete, war, daß er bei dem Durchsehen der Einnahme und Ausgabe eines Jahrganges, während des Konsulats, einen Rechnungsfehler von 2 Millionen zum Nachtheil des Staats entdeckte. Der damalige Schatz-Minister Dufresne, ein übrigens sehr rechtlicher Mann, wollte es anfangs nicht glauben; allein die Zahlen wiesen es aus und er mußte bald zugeben. Erst nach mehrern Monaten konnten die Rechnungsbeamten finden, worin eigentlich der Fehler liege. Er zeigte sich endlich in der Rechnung eines Lieferanten Seguin, der ihn sogleich einsah, als man ihm die Papiere vorlegte, und unter der Versicherung, daß er sich blos geirrt habe, Ersatz leistete.

329.

Als der Kaiser bei einer andern Gelegenheit die Löhnung der Garnison von Paris nachrechnete, fiel ihm ein Ansatz von einigen und 60,000 Fr. für ein Detaschement auf, das, wie er versicherte, nie in der Hauptstadt gewesen war. Nur aus Artigkeit merkte sich der Minister die Sache an, denn in seinem In=

nern war er fest überzeugt, daß der Kaiser Unrecht habe. Allein die Sache hatte ihren guten Grund und die Summe mußte ersetzt werden.

330.

Einst zog der Kaiser einmal wieder in die Tuilerien ein, nachdem sie in seiner Abwesenheit köstlich meublirt worden waren. Man hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Alles zu zeigen und es ihn bewundern zu lassen. Er schien auch sehr zufrieden damit, blieb jedoch in einer Fensterbrüstung vor einem sehr reichen Behange stehen, verlangte eine Scheere, schnitt eine köstliche goldene Eichel, die daran hing, ab, steckte sie ganz ruhig in die Tasche und setzte seine Übersicht zum großen Erstaunen seiner Umgebung fort.

Bei einem seiner nächsten Frühspaziergänge ging er nach seiner Gewohnheit verkleidet in mehrere Gewölbe in der Straße St. Denis, ließ jene Eichel schätzen, schlug ähnliche Käufe vor und ergründete auf diese Weise den Werth der Stoffe.

Einige Tage später zog er beim Lever die Eichel aus der Tasche, gab sie dem Intendanten des Schlosses und sagte: »Nehmen Sie, mein Freund! Gott soll mich davor behüten, zu glauben, daß Sie mich bestohlen haben, aber man bestiehlt Sie. Sie haben das Ding da ein Drittel über den Werth bezahlt.

Man hat Sie als Stellvertreter eines großen Herrn behandelt; Sie würden wohlfeiler gekauft haben, wenn man Sie nicht gekannt hätte.«

331.

So sparsam, wie im Verwaltungs-Wesen, war der Kaiser auch in seinem Haushalt. Die Tafel war mit 1 Mill. Fr. in Ansatz gebracht, und doch das Diner des Kaisers selbst nur dabei zu 100 Fr. täglich gerechnet. Für seinen Anzug waren jährlich 20,000 Fr. bestimmt und er gerieth in großen Zorn, als man zur Zeit der Krönung diesen Etat weit überschritten hatte. Nur mit Zittern überreichte man ihm die verschiedenen Übersichten der Ausgaben für sein Haus; immer zwickte er etwas ab und empfahl alle Arten von Einschränkungen; gleichwie die Könige vor ihm sich in allen Arten von Verschwendungen erschöpft hatten. Er betrachtete die Abgaben als das Mark seiner Unterthanen.

Jemand bat um eine Stelle mit 3000 Fr. Gehalt. »Dreitausend Franken!« rief er aus; »Dies ist das Einkommen von einer ganzen Gemeinde! Als ich Unterlieutenant war, verzehrte ich nicht so viel.«

332.

Ungeachtet seiner ungeheuren Beschäftigungen, sah der Kaiser doch auch stets seine eignen Rechnun-

gen durch; er verfuhr dabei auf eigenthümliche Weise, indem man sie ihm nach speciellen Gegenständen einrichten mußte. So blieb er bei dem ersten vorkommenden Artikel, z. B. dem Zucker stehen und wenn er nun Tausende von Pfunden da aufgeführt fand, nahm er eine Feder und fragte den Rechnungsführer:

»Wie viel Leute sind in meinem Hause, mein Herr?«

Man mußte ihm auf der Stelle antworten können.

»Sire, so und so viel.«

»Wie viel Pfunde Zucker des Tages schlagen Sie, eins ins andre gerechnet, an?«

»Sire, so und so viel.«

Nun machte er auf der Stelle seine Rechnung und zeigte sich erstaunt, oder rief, indem er Jenem das Papier vor die Füße warf:

»Mein Herr, ich habe Ihre Angabe verdoppelt und doch geht Ihre Rechnung noch unsäglich weit darüber hinaus. Diese ist also falsch. Fangen Sie alles das noch einmal an und zeigen Sie mehr Genauigkeit dabei.«

Mehr bedurfte es nicht, um Jeden in der strengsten Regelmäßigkeit zu halten. Napoleon sagte daher auch oft über seine Privat-, wie über seine Staats-Verwaltung: »Ich habe eine solche Ordnung eingeführt, ich wende so richtige Proben an, daß ich nie um Vieles bestohlen werden kann. Geschieht es den-

noch, so mag der Thäter es auf sein Gewissen nehmen. Erdrücken wird's ihn nicht, denn schwer kann er nicht zu tragen haben.«

333.

Die Sitzungen des Staats-Raths gaben Napoleon, als Erstem Konsul wie als Kaiser, Gelegenheit, die ganze Größe seines Geistes und seines seltenen Verwaltungs-Talentes zu entfalten. Diese Sitzungen verlängerte er oft von 11 Uhr früh bis 9 Uhr Abends und zeigte dann am Ende noch eben so viel Leichtigkeit, Fülle und Frische des Geistes und der Gedanken, wie am Morgen, während ein großer Theil der Staatsräthe vor Ermattung dem Umfallen nahe war.

Es wird nicht uninteressant seyn, über die äußere und innere Einrichtung dieses Kollegiums, dessen Sitzungen durch die Gegenwart des Kaisers stets so interessant wurden, Einiges hier aufzunehmen.

Im Staats-Rathe war es, wo Napoleon einst die schönen Worte sprach: »Ich will den Ruhm des französischen Namens so hoch erheben, daß er ein Gegenstand des Neides aller andern Völker werden soll. Ich will, mit Gottes Beistand, es dahin bringen, daß ein in Europa reisender Franzose überall wie zu Hause seyn soll.«

334.

Der Saal des Staats=Raths in den Tuilerien, wo dessen Sitzungen gehalten wurden, war an der Kapelle, der ganzen Länge derselben nach angebaut. In der Zwischenmauer waren mehrere Flügelthüren und so bildete sich hier, wenn des Sonntags diese Thüren geöffnet wurden, ein Vorplatz der Kapelle. Es war ein schöner Raum von länglicher Form. An dem einen Ende, nach der Seite des Schlosses hin, befand sich eine große schöne Thür, durch welche der Kaiser ging, wenn er sich des Sonntags, mit dem gesammten Hofe, nach seiner Tribune begab, um die Messe zu hören. In der Woche wurde diese Thüre nur geöffnet, wenn der Kaiser in den Staats=Rath kam. Die Mitglieder desselben traten durch zwei kleine Thüren am andern Ende des Saales ein.

Über die ganze Linie des Saales hin wurde rechts und links, jedesmal für die Zeit der Sitzung, eine lange Reihe von Tischen aufgestellt, und zwar in solcher Entfernung von der Mauer, daß dort noch Stühle stehen konnten und äußerlich ein Weg frei blieb. Hier saßen die Mitglieder des Staats=Raths nach ihrer Rangordnung; der Platz eines jeden war durch einen Karton bezeichnet, worauf sein Name stand und worin seine Papiere lagen. Am äußern Ende des Saals, nach der großen Eingangsthüre hin, und quer vor den beiden Tischreihen, standen ähnliche Tische für die **Maitres de requêtes.** Die Auditeurs

saßen auf Tabourets oder Stühlen hinter den Staatsräthen.

Oben an der großen Eingangsthür des Saales war der Platz des Kaisers auf einer um ein paar Stufen erhöhten Estrade. Dort stand ein Lehnstuhl und ein kleiner, mit einem reichen Teppich behangener Tisch, worauf, wie vor allen Staatsräthen, Papier, Federn, Dinte, Federmesser u. s. w. sich befanden.

Rechts vom Kaiser, aber unter ihm, in gleicher Linie mit den Staatsräthen, saß der Prinz Erzkanzler an einem kleinen besondern Tische; links der Prinz Erzschatzmeister, der nur selten erschien, und endlich wiederum links von diesem, Locré, der Protokollant des Staats-Rathes. Kamen zufällig Prinzen der Familie, so hatten sie in der nämlichen Linie einen kleinen Tisch und saßen nach ihrem Range. Waren es nur Minister, welche übrigens das Recht hatten, zu jeder Zeit im Staats-Rathe zu erscheinen, so nahmen sie oben an den Seitenreihen der Tische über den Staatsräthen Platz. Ein großer Raum in der Mitte blieb leer. Es trat Niemand hinein, als der Kaiser oder die Mitglieder des Staats-Raths, wenn sie ihm den Eid leisten wollten.

Die Aufwärter gingen, mitten unter den Diskussionen, zum Dienst der Mitglieder des Staats-Raths, ganz still im Saale umher. Die letztern verließen ihre Plätze nach Belieben und begaben sich auf den Außenseiten zu ihren Kollegen, um bei ihnen

vielleicht Nachrichten über diesen oder jenen Gegenstand, wie solche ihnen eben nöthig waren, einzuziehen.

In der obern Leiste der Saal-Dekoration sah man allegorische, auf die Geschäfte des Staats-Raths sich beziehende Gemälde, als die Gerechtigkeit, den Handel, die Gewerbe u. s. w. Den Plafond zierte später ein schönes Gemälde, die Schlacht von Austerlitz.

Wenn sich der Hof in St. Cloud befand, wurde der Staats-Rath dorthin berufen; sobald jedoch die Sitzung sehr früh angesetzt worden war, oder sich zu sehr in die Länge zu ziehen schien, so geschah es wohl, daß der Kaiser sie aufhob, um etwas Nahrung zu nehmen. Dann waren in einigen anstoßenden Zimmern eine Anzahl kleiner Tafeln für den Staats-Rath prächtig servirt und gleichsam wie hingezaubert.

Die Stunde der Sitzungen war jedesmal in den Einladungszetteln angegeben. Gewöhnlich war der Anfang um 11 Uhr. Sobald sich eine hinreichende Anzahl von Mitgliedern beisammen befand, eröffnete der Erzkanzler, der stets zuerst erschien und in Abwesenheit des Kaisers präsidirte, die Sitzung. Er begann mit der sogenannten kleinen Tagesordnung, wobei nur ganz einfache örtliche, oder sonst unerhebliche Gegenstände, vorkamen. Ein Stunde später verkündigte gewöhnlich der Schall der Trommel im Innern des Schlosses, woselbst Feldmarsch geschlagen wurde, die Ankunft des Kaisers. Die große Thüre ging auf, man kündigte den Kaiser an, der

Staats=Rath erhob sich und der Kaiser trat ein, vor ihm her sein Kammerherr und der Adjutant vom Dienst, welche ihm den Lehnstuhl zurecht rückten, ihm den Hut abnahmen und während der Sitzung hinter ihm standen, um seine Befehle zu empfangen und zu vollziehen. Der Erzkanzler überreichte dann dem Kaiser die große Tagesordnung, enthaltend das Verzeichniß der zu berathenden Gegenstände. Der Kaiser ging sie durch und nannte ganz laut die vorzunehmende Sache. Der mit der Berichtserstattung beauftragte Staatsrath las dieselbe vor und die Diskussion begann.

Jeder konnte das Wort nehmen. Wenn mehrere zugleich sich dazu meldeten, so bezeichnete der Kaiser die Ordnung. Man sprach von seinem Platze aus und sitzend; Jeder mußte aus dem Stegreif reden. Hielt der Kaiser die Sache für erschöpft, so gab er davon eine, jederzeit sehr lichtvolle, oft neue und treffende Ideen enthaltende Übersicht, schloß sodann und ließ abstimmen.

Das Feuer der Diskussion entbrannte nach und nach, steigerte sich bisweilen bis zur Glut und die Erörterung verlängerte sich dann nicht selten zur Ungebühr; dies geschah besonders, wenn dem Kaiser andere Dinge in den Kopf kamen oder er sonst in der Zerstreuung den Faden verloren hatte. Er ging dann mit unsicherem Blick im Saal umher, oder er zerschnitt den Bleistift in kleine Stückchen mit dem Federmesser, oder er zerstach damit den Teppich seines Tisches oder den Arm seines Lehnstuhls, oder er be-

diente sich auch wohl des Bleistifts und der Feder, um Kritzeleien oder sonderbare Züge zu machen, die, sobald er fort war, ein Gegenstand der Neugier der jungen Leute wurden, die sie einander unter den Händen wegrissen.

Es geschah auch zuweilen, daß der Kaiser, wenn er bald nach dem Essen, oder nachdem er am Morgen schon sich sehr ermüdet hatte, in den Staats-Rath kam, seinen Arm auf den Tisch hinbog, den Kopf darauf legte und einschlief. Von diesem Augenblick an leitete der Erzkanzler die Diskussion, die dadurch gar nicht unterbrochen und von dem Kaiser nach seinem Erwachen da wieder aufgenommen wurde, wo sie sich eben befand.

335.

Las Cases, der selbst ein Mitglied des Staats-Raths war, thut mit Beweisen dar, daß die Diskussion in den Sitzungen vollkommen frei und durch Napoleons Gegenwart keinesweges behindert, und daß mithin der Staats-Rath ganz und gar nicht ein blindes Werkzeug der Absichten des Ersten Konsuls und Kaisers gewesen sey. Manche wohlthätige Vorschläge und Ideen Napoleons wurden sogar mit Kälte aufgenommen und unbeachtet gelassen; oft stand er mit seiner Meinung allein da und hatte Alle gegen sich. Einst, bei einem ähnlichen Falle, der eine verwickelte Rechtsfrage betraf, schloß er die Ver-

handlungen mit den merkwürdigen Worten: »Meine Herren, hier entscheidet die Stimmenmehrheit. Niemand will auf meine Seite treten und ich muß mich also fügen. Aber ich erkläre um meines Gewissens halber, daß ich nur den Formen nachgebe. Sie haben mich zum Schweigen gebracht, ohne mich zu überzeugen.«

Bei einer andern lebhaften Erörterung wurde der Kaiser im Vortrage seiner Meinung von einem Mitgliede unartig unterbrochen. »Mein Herr,« redete er ihn ereifert an, »ich bin noch nicht am Schlusse. Darf ich bitten, so lassen Sie mich fortfahren — überhaupt, däucht mir, haben wir hier Alle ein gleiches Recht, unsere Meinung auszusprechen.« Diese Wendung verursachte ein Gelächter, in welches der Kaiser mit einfiel.

Es lag übrigens in der Natur der Umstände, daß die Mitglieder des Staats-Rathes einen Werth darauf legten, die Ansicht des Kaisers im Voraus zu errathen, daß sie sich freuten, wenn sie mit ihm übereinstimmten, und in Verwirrung geriethen, wenn sie sich plötzlich mit ihm im Widerspruch erblickten. Zuweilen schien er ihnen darin absichtlich einen Fallstrick zu legen, um desto sicherer ihre wahre Meinung zu erforschen. »Widerspruch,« sagte der Kaiser, »beleidigt mich nie; es ist mein angelegentlicher Wunsch, Belehrung zu erhalten.« Wenn er bemerkte, daß Jemand sich dunkel ausdrückte, oder eine delikate Frage zu umgehen wünschte, rief er aus: »Sagen Sie Alles, was Sie denken! Sprechen Sie sich dreist

aus! Wir sind unter uns!« Einst gerieth er mit einem Mitgliede des Staatsraths über eine Meinungsverschiedenheit in einen starken Wortwechsel, der bis zu Persönlichkeiten überging. Der Kaiser bezwang sich endlich und schwieg. Nach einigen Tagen, als er bei einer öffentlichen Audienz an seinem Widersacher vorüberging, sagte er zu ihm zwischen Ernst und Scherz: »Sie waren aber auch gar zu starrköpfig! Wenn ich es nun ebenfalls hätte seyn wollen? Auf jeden Fall thaten Sie Unrecht, die Gewalt herauszufordern. Man muß nie vergessen, daß es ein gebrechlich Ding mit dem Menschen ist.« — Bei einer andern Gelegenheit sagte er zu einem Mitgliede, das seine Meinung ziemlich hartnäckig vertheidigt hatte: »Nehmen Sie immer auch nur ein wenig Rücksicht auf meine Launen; neulich gingen Sie doch wohl zu weit. Sie brachten mich dahin, daß ich mich hinter dem Ohre kratzte, und dies ist bei mir ein schlimmes Zeichen. Vermeiden Sie es in Zukunft lieber, mich so aufs Äußerste zu bringen.«

336.

Der Staats-Rath war im Allgemeinen aus gelehrten Leuten, guten Arbeitern und Männern von dem besten Rufe zusammengesetzt. Der Kaiser gebrauchte die Glieder desselben einzeln mit Nutzen zu jedem Geschäft; vereint waren sie sein wahres Kon-

feil, sein Gedanke bei der Überlegung, sowie die Minister sein Gedanke bei der Ausführung.

Im Staats-Rath wurden die Gesetze entworfen, welche dann der Kaiser dem gesetzgebenden Korps vorlegen ließ, eben dadurch war derselbe ein Element der gesetzgebenden Gewalt. Im Staats-Rath wurden ferner die Dekrete des Kaisers und seine Vorschriften für die öffentliche Verwaltung abgefaßt. Man prüfte, diskutirte und verbesserte die Pläne der Minister u. s. w. An den Staats-Rath gingen die Appellationen; er entschied in letzter Instanz über alle Beschlüsse in Sachen der Administration und in großen Fällen auch über die Urtel aller andern Tribunale und selbst des Kassationshofes. Hier wurden die Klagen gegen die Minister geprüft und selbst die Berufungen von dem Kaiser gegen den besser unterrichteten Kaiser. Und so war der Staatsrath oft in völliger Opposition gegen die Minister, und berufen, die Mißbräuche bei ihren Handlungen, oder Abweichungen von der Regel abzustellen. »Er war mithin,« sagt Las Cases, »die natürlichste Zuflucht aller Interessen oder der durch irgend eine Behörde verletzten Personen. Wer einer Sitzung desselben beigewohnt hat, wird wissen, mit welcher Wärme die Sache der Bürger dort vertheidigt wurde. Eine Kommission von Mitgliedern des Staats-Raths übernahm die sämmtlichen Gesuche und legte dem Monarchen alle diejenigen vor, welche seine Aufmerksamkeit verdienten.«

337.

Auch bei den Berathungen über das Gesetzbuch führte Napoleon, wie bereits erwähnt, den Vorsitz im Staats-Rathe; Tronchet war die Seele desselben, Napoleon der Erklärer. »Tronchet,« äußerte er, »besaß einen sehr tiefen Geist, er sprang aber über alle Auseinandersetzungen hinweg, drückte sich sehr unvollkommen aus und wußte auf keine Einwürfe zu antworten.« Im Anfange war der ganze Staats-Rath seinen Meinungen entgegen, bis Napoleon, mit seinem hellen Kopfe und seiner unglaublichen Auffassungsgabe, das Wort ergriff, Tronchets Ideen zum Grunde legte und verfolgte, den dagegen aufgeworfenen Einwendungen begegnete und die Ansichten in Übereinstimmung brachte. Die Verhandlungen des Staats-Raths haben dergleichen augenblickliche Erörterungen Napoleons fast über alle Artikel des Gesetzbuchs aufzuweisen; jede Zeile zeugt von der Richtigkeit seiner Bemerkungen, von der Tiefe seiner Ansichten und der Freisinnigkeit seiner Gedanken. Las Cases erzählt, in Bezug hierauf, daß im Jahre 1815, nach der Restauration, Ludwigs XVI. ehemaliger Marine-Minister, Bertrand de Molleville, zu ihm geäußert habe: »Ihr Bonaparte, Ihr Napoleon, in der That, er war ein außerordentlicher Mensch! Wir haben ihn jenseit des Kanals nicht gekannt. Wir kannten wohl seine Siege, seine Eroberungen, aber er that hierin nicht mehr, als Genserich, Attila und Alarich, und immer machte er auf mich mehr den Eindruck des Schreckens als der

Bewunderung. Seit ich aber wieder hier bin, seit ich die Nase etwas in die Verhandlungen über den **code civil** gesteckt habe, fühle ich mich von tiefer Verehrung gegen ihn durchdrungen. Wo zum Teufel hat er das Alles gelernt? Jeden Tag entdecke ich noch Neues! Herr, welchen Mann haben Sie da gehabt! Wahrlich, er war ein Wunder.«

338.

Sehr interessant ist die Schilderung der Scene in Las Cases, wie Napoleon den jüngern Portalis, nachdem er überführt worden, den Ränken der Geistlichkeit als Werkzeug gedient zu haben, stehenden Fußes aus dem Staats-Rathe verweiset. Diese Handlung der Gerechtigkeit machte auf alle Anwesende einen tiefen Eindruck.

Eine Religions-Partei fachte bürgerliche Zwietracht an, sie trug insgeheim Bullen und Schriften des Papstes umher und ließ sie cirkuliren. Man zeigte sie Portalis, der für den Kultus Sorge zu tragen hatte. Dieser aber, wenn er sie auch nicht selbst verbreitete, that ihnen wenigstens keinen Einhalt und zeigte die Sache nicht einmal dem Kaiser an. Es ward entdeckt, und der Kaiser rief ihm unerwartet im vollen Staats-Rathe zu: »Welchen Beweggrund hatten Sie dazu, mein Herr! Waren es Ihre religiösen Grundsätze? Warum sitzen Sie dann aber noch hier? Ich verletze keines Menschen Gewissen. Habe

ich Sie beim Kragen dazu gezogen, mein Staatsrath zu werden? Es war dies eine ausserordentliche Gunst, um welche Sie baten. Sie sind hier der Jüngste, und vielleicht der Einzige, der keine persönlichen Ansprüche darauf hat. Ich sah in Ihnen nur den Erben der Dienste, die Ihr Vater mir leistete. Sie haben mir persönlich geschworen; wie können sich nun Ihre religiösen Grundsätze mit dem offenbaren Eidbruche vertragen, den Sie begangen haben? Reden Sie aber! Reden Sie! Sie sind hier unter Ihrer Familie, Ihre Kollegen werden Sie richten. Ihr Fehler ist groß! Eine körperliche Verschwörung ist gehemmt, sobald man des Arms sich bemächtigt, der den Dolch hält; aber eine moralische Verschwörung ist nicht zurückzuhalten; sie ist ein Lauffeuer, eine Pulverlinie. Vielleicht morden sich in diesem Augenblicke ganze Städte einander, weil Sie es verschuldeten.«

Der Angeklagte war verwirrt und antwortete nicht. Schon bei der ersten Anrede war er sich seiner Schuld bewußt. Fast die ganze Gesammtheit des Staats-Rathes, für welche diese Begebenheit ganz unerwartet kam, behauptete voll Erstaunen das tiefste Stillschweigen.

»Warum,« fuhr der Kaiser fort, »entdeckten Sie mir, wie Ihr Eid es forderte, nicht den Strafbaren und sein Vorhaben? Oder bin ich nicht für Jeden von Ihnen in jedem Augenblicke zu sprechen?«

»Sire,« wagte der Angeredete zu antworten; »es war mein Kousin.«

»Um so größer ist Ihr Fehler,« erwiederte heftig

der Kaiser. »Ihr Verwandter wurde nur auf Ihr Gesuch angestellt. Von dem Augenblicke an übernahmen Sie die volle Verantwortlichkeit für denselben. Wenn ich Jemand als mir ganz angehörig ansehe, wie es mit Ihnen Allen hier der Fall ist, so sind diejenigen, welche ihm angehören, für die er einsteht, von dem Augenblicke an der Aufsicht der Polizei gänzlich entzogen. So denke ich.«

Da der Schuldige nichts darauf erwiedern konnte, schloß der Kaiser mit folgenden Worten: »die Pflichten eines Staatsraths gegen mich sind unermessen. Sie haben solche verletzt, mein Herr, und sind es fortan nicht mehr. Gehen Sie und lassen Sie sich nicht wieder hier erblicken.«

Als der Verurtheilte im Fortgehen ziemlich nah am Kaiser vorbeistrich, sah ihn dieser noch fest an und sagte zu ihm: »Es thut mir wahrhaft weh, mein Herr, denn ich habe noch stets das Andenken und die Verdienste Ihres Vaters vor Augen.« Und als er hinaus war, setzte er hinzu: »Ich hoffe, daß ein solcher Auftritt nie wieder vorkommen wird, er hat mich zu sehr geschmerzt. Ich hege kein Mißtrauen, und konnte dies Ereigniß doch voraussehen. Ich bin von allen Parteien umgeben, selbst Emigrirte, Soldaten der Condé'schen Armee sind um meine Person; ob man aber gleich gewünscht hätte, daß sie mich umbrächten, muß ich ihnen doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen und gestehen, daß sie mir alle treu gewesen sind. Dies ist, seit ich die Zügel der Regierung ergriffen habe, der erste Mensch aus meiner

Umgebung, der mich verrathen hat.« Darauf wandte er sich zu Locré, der das Protokoll über die Sitzungen des Staats-Rathes führte, mit den Worten: »Schreiben Sie verrathen; verstehen Sie?«

Ein so wohlwollendes Herz aber besaß der Kaiser, daß er später sich den Vorwurf machte, zu hart gewesen zu seyn.

339.

Eines Tages nahm der Staatsrath, General Gassendi an der Diskussion Theil und stützte sich auf Lehren der politischen Ökonomie. Der Kaiser, welcher ihn als einen alten Artilleriekameraden sehr liebte, unterbrach ihn mit der Frage: »Aber, mein Lieber! woher haben Sie diese Gelehrsamkeit, diese Grundsätze?«

Gassendi, der selten sprach, vertheidigte sich so gut er konnte, befand sich jedoch nun in seiner letzten Schanze und antwortete, daß doch eigentlich er, der Kaiser es wäre, von dem er diese Meinung angenommen hätte.

»Wie?« rufte jetzt der Kaiser hitzig aus, »was sagen Sie da? Ist das möglich? Von mir, der stets geglaubt hat, daß die Schwärmereien der politischen Ökonomie eine Monarchie von Granit in Staub zerfallen machen würden — Gehen Sie, Lieber,« schloß er; »Sie sind gewiß in Ihrem Bureau eingeschlafen und haben das Alles geträumt.«

»Gassendi, leicht ärgerlich, erwiederte: »O, Sire! das Einschlafen in unserm Bureau ist eine ganz andere Sache; Sie sorgen schon dafür, daß man nicht zum Einschlafen kömmt.«

Jetzt lachte der ganze Staats-Rath, und der Kaiser am meisten.

340.

Das Projekt zur Einführung der Landwehr und des Landsturms, sowie die Idee, untere Civilstellen mit ausgedienten Militair-Invaliden zu besetzen, gehört Napoleon an, wenn er gleich den letztern Plan in dem Extrem nicht auszuführen gedachte, wie wir ihn seit seinem Untergange ausgeführt sehen.

Er legte im Staats-Rath einen Gesetz-Entwurf vor, wonach in Zukunft die Stellen bei den Douanen, bei den Einnahmen, den droits reunis rc. verwundeten Militairs oder hierzu fähigen Veteranen, vom gemeinen Soldaten an bis zu den obern Graden, gegeben werden sollten. Wie nun der Kaiser bemerkte, daß dieser Entwurf kalt aufgenommen wurde, wendete er sich, wie er dann gewöhnlich zu thun pflegte, an einen der Gegner und forderte ihn auf, frei in den fraglichen Gegenstand einzugehen und ihm alle seine Gedanken darüber mitzutheilen.

»Wohl, Sire,« sagte hierauf Hr. Malouet, »ich fürchte, die Civilpersonen werden sich für verletzt

halten wenn sie sich die Militairs so vorgezogen sehen.«

»Mein Herr!« entgegnete der Kaiser lebhaft, »Sie trennen da etwas, was Sie nicht trennen sollten: Bürger und Soldaten sind jetzt Eins. Die Konscription erreicht Alle; die militairische Laufbahn ist keine Sache des Geschmackes, sie ist eine Sache des Zwanges. Die Mehrzahl derer, die sich in derselben befinden, haben ihre frühern Verhältnisse gegen ihren Willen verlassen müssen; es ist nicht mehr als Gerechtigkeit, ihnen dies anzurechnen.«

»Könnte man aber nicht,« sprach Hr. Malouet weiter, »vielleicht glauben, daß nach diesem Entwurf Ew. Majestät den größten Theil dieser Stellen nur an Militairs vergeben wollten.«

»Allerdings, mein Herr! ist das meine Meinung. Es fragt sich nur, ob ich dazu befugt bin und nicht dadurch gegen die Gerechtigkeit verstoße. Vermöge der Konstitution gebührt mir die Ernennung zu diesen Stellen und es scheint mir billig und recht zu seyn, daß die, welche am meisten gelitten haben, auch die größten Ansprüche auf Entschädigung erhalten.«

»Meine Herren!« schloß der Kaiser seinen Vortrag mit erhobener Stimme. »Der Krieg ist keine Rosenbahn. Sie kennen ihn hier auf Ihren Sitzen nur aus den Bulletins und aus den Geschichten unserer Triumphe. Sie kennen aber nicht unsere Bivouaks, unsere forcirten Märsche, unsere Entbehrungen, unsre Leiden aller Art. Ich aber kenne das, weil ich es sehe und bisweilen theile.«

341.

Noch während der Anwesenheit des Papstes in Paris faßte der Kaiser den Entschluß zur Reise nach Mailand, um die Präsidentschaft der Cisalpinischen Republik mit dem Königstitel zu vertauschen.

»Ich lasse mich zwar zum Könige krönen,« sagte er damals, »dies ist aber nur vorübergehend. Italien muß einst ein Königreich werden, das alle jenseits der Alpen gelegenen Länder von Venedig bis an den Fuß der Seealpen in sich begreift; die einstweilige Vereinigung Italiens mit Frankreich ist nöthig, um die italienischen Völkerschaften daran zu gewöhnen, unter gemeinschaftlichen Gesetzen zu leben; denn die Genueser, die Piemonteser, die Venetianer, die Toskaner, Römer und Neapolitaner verachten sich gegenseitig. Keiner will des Andern Übergewicht anerkennen, obgleich Rom vermöge seiner frühern Geschichte die Hauptstadt Italiens ist. Alle diese kleinen unbedeutenden Staaten werden sich nach und nach gewöhnen, unter der Herrschaft gleicher Gesetze zu leben und erst dann, wenn die Sitten verschmolzen und die Feindschaften erloschen sind, wird es ein Italien geben, und ich werde es unabhängig machen.«

342.

Gleichzeitig sandte der Kaiser den schon mehr erwähnten Hrn. v. Bourrienne nach Hamburg als

bevollmächtigten Minister bei den Hanse-Städten. Es war um jene Zeit, als der riesenhafte Plan des Kontinental-Systems entstand.

»Deutschland,« äußerte der Kaiser, »ist das Land, wo ich England den Todesstoß versetzen will. Ich will ihm das Festland entziehen. Noch manche andere Ideen schlummern im Dunkeln. Die Völker Europas haben nicht Ähnlichkeit genug. Der Europäische Gesellschafts-Verband muß regenerirt werden. Es bedarf einer überwiegenden Macht, welche die andern Mächte in der Art beherrscht, um solche zwingen zu können, in gutem Einverständnisse mit einander zu leben. Frankreich ist vermöge seiner Stellung hierzu gemacht.«

In dieser Idee, die, von einem gewissen Standpunkte ausgegangen, eben kein Irrthum ist, liegt der Keim der nachherigen Herrschaft über Deutschland.

»Mein Weg ist länger,« setzte er jenen Worten hinzu, »als Viele glauben; ich sehe alle Hindernisse, die sich mir in den Weg stellen, allein sie schrecken mich nicht ab. England ist überall, und der Streit mit mir hat begonnen; ich sehe voraus, was geschehen wird; ganz Europa wird uns zum Werkzeuge dienen müssen, bald dem Einen, bald dem Andern; in der Hauptsache aber ist es nur ein Kampf zwischen England und Frankreich.«

343.

Wir haben gesehen, welche dunklen Ideen und Pläne Napoleon über Italien in sich trug (341.); der Römische Hof aber war unvorsichtig genug, die Entwicklung derselben zu beschleunigen. Und dies geschah, merkwürdig genug, unmittelbar nach der Krönung.

Der Papst, oder vielmehr seine Rathgeber, die Kardinäle, welche meinten, daß eine so große Gefälligkeit, wie die Reise nach Paris, nicht umsonst erwiesen werden dürfte, verlangte auf dem Wege der Unterhandlung einen Preis dafür, den er, wenn er Napoleons Ideenschwung und Karakter nur irgend einigermaßen gekannt hätte; nie verlangt haben würde. Der Papst war demnach damals in der That ein Opfer seiner schlechten Rathgeber.

Der heilige Stuhl forderte (als jenen Preis) Avignon, Boulogne, und noch einige andre Landestheile in Italien, welche ihm ehemals gehört hatten, zurück. Mit diesem Verlangen bis nach der Krönung zu warten, war von einem Hofe, der von jeher durch die Schlauheit seiner Politik sich auszeichnete, offenbar ein sehr ungeschickter Streich; vor der Reise hätte er seine Forderungen wenigstens zum Theil durchsetzen können.

Es versteht sich, daß Napoleon das Ansinnen des Papstes rund abschlug; hieraus aber entstand zwischen beiden Theilen jene Kälte, die später dem Papste so verderblich wurde. Der letztere weigerte

sich, Napoleon als König von Italien zu krönen; dies war, nach dem, was bereits geschehen, ein Schritt, der nur die Folge haben konnte, daß Napoleon ferner den Papst als seinen Widersacher betrachtete, und jede Rücksicht gegen ihn aus den Augen setzte.

Übrigens hatte der Kaiser dem Papste prächtige Geschenke an priesterlichem Geräth und Schmuck gemacht, auf gleiche Weise auch alle diejenigen reichlich beschenkt, die ihn begleitet hatten.

344.

In Mailand bewohnte der Kaiser den Palast Monza. Die alte eiserne Krone der Könige der Longobarden wurde aufgesucht und die Krönungsfeierlichkeit fand am 26. Mai in der Kathedrale von Mailand statt. Indem Napolen diese Krone aus den Händen des Erzbischofs von Mailand genommen und sie sich aufgesetzt hatte, rief er aus: »Gott hat sie mir gegeben; Unglück treffe den, der darnach greift.«

Diese Worte wurden später die Umschrift des Ordens der Eisernen Krone, den der Kaiser zum Andenken an diese Krönung stiftete.

Nach der Krönung begab der Kaiser mit seinem Ehrengeleite sich in den Italienischen Senat, wo er den Prinzen Eugen mit der Würde eines Vicekönigs von Italien bekleidete.

345.

Während seines Aufenthalts zu Mailand beschäftigte sich der Kaiser unablässig mit den Verschönerungen dieser Stadt und zwar mit demselben Eifer, als wenn es Paris gewesen wäre. Alles was auf die Angelegenheit Italiens und der Italiener Bezug hatte, war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, er hatte sich immer darüber beklagt, daß keine der Regierungen dieses Landes daran gedacht habe, die Domkirche von Mailand zu vollenden, welche nach der Peterskirche zu Rom das größte bekannte Gebäude ist; er befahl auf der Stelle die Wiederaufnahme der Arbeiten, schuf eine besondere Kasse, um die Kosten zu bestreiten und verbot, die Arbeit unter irgend einem Vorwande zu unterbrechen. So verdanken die Mailänder ihm die Vollendung dieses außerordentlichen Denkmals der Baukunst.

346.

Als der Kaiser bei der Krönung in Mailand eines Tages mit der Kaiserin auf einem Inselchen der Olona frühstückte und dort umher ging, begegnete er einer armen Frau, deren Häuschen ganz in der Nähe stand und that eine Menge Fragen an sie. »Mein Herr,« gab sie zur Antwort, da sie ihn nicht kannte »ich bin sehr arm und Mutter von drei Kindern, deren Erziehung mir sehr sauer wird. Mein

Mann

Mann ist ein Tagelöhner und findet nicht immer etwas zu thun.«

»Wie viel braucht Ihr wohl, um vollkommen glücklich zu seyn?«

»O, Herr, dazu brauche ich viel Geld.«

»Aber, meine Gute, ich will wissen, wie viel Ihr dazu nöthig habt.«

»Ach, Herr, wenn wir nicht 20 Louisd'or haben, so ist uns nicht geholfen. Aber wie könnten wir uns jemals träumen lassen, 20 Louisd'or zu bekommen!«

Der Kaiser ließ ihr sogleich 3000 Franken in Gold auszahlen, befahl Constant, die Rollen aufzumachen und der Frau das Ganze in die Schürze zu schütten. Bei dem Anblick des vielen Goldes wurde sie bleich, wankte und sank beinahe in Ohnmacht. »Ach, mein Herr! das ist zu viel! wahrhaftig zu viel! Sie wollen doch nicht Ihren Spott mit einer armen Frau treiben?«

Der Kaiser, der sich nicht zu erkennen gab, sprach ihr Muth zu, und sagte, daß alles dies ihr gehöre, daß sie davon ein kleines Gut und eine Heerde Ziegen kaufen, und ihre Kinder gut erziehen lassen solle.

347.

Auf dem Rückwege von Mailand ehrte Napoleon das Andenken seines gefallenen Freundes De-

saix. Er ließ bei dem Verpflegungshause auf dem großen St. Bernhard ein Monument zum Andenken des Sieges bei Marengo errichten. Hr. Denon, der ihn begleitete, und den er beinahe immer mit der Leitung solcher Prachtwerke beauftragte, erhielt es auszuführen. Der Leichnam Desaix's sollte in das Monument eingeschlossen werden. Mit Mühe wurde er in einem Kloster zu Mailand aufgefunden.

So ruht die Asche dieses Tapfern auf dem Gipfel der Alpen, während sein kaiserlicher Freund seine letzte Ruhestatt auf St. Helena fand.

348.

Als der Kaiser im Jahre 1805 von Genua nach Paris zurückreiste, stieg er, um auf der steilen Seite von Tarare hinanzukommen, mit dem Marschall Berthier aus dem Wagen und ging weit voraus. Bei dem Heraufsteigen erblickte der Kaiser einige Schritt vor sich eine alte lahme Frau, die sich nur mit großer Mühe forthalf. Er fragte, warum sie bei ihrer Gebrechlichkeit und anscheinenden Ermüdung einen solchen beschwerlichen Weg zu Fuße gehe.

»Mein Herr,« erwiederte sie, »der Kaiser soll hier durchreisen und ich wünsche ihn doch noch vor meinem Tode zu sehen.«

Der Kaiser wollte sich mit ihr einen Spaß machen und sagte: »Guter Gott! warum laßt Ihr es

Euch so sauer werden? Er ist ein Tirann, wie jeder andere.«

Die gute Alte, durch diese Äußerung aufgebracht, erwiederte fast zornig: »Wenigstens ist dieser von unserer Wahl, und weil wir einen Herrn brauchen, so ist es doch sehr gut, daß wir ihn wählten.«

Diese Anekdote erquickte den Kaiser noch in seinen letzten Tagen.

349.

Bei der Wiederankunft in Paris war es des Kaisers erstes Geschäft, die Engländer durch die Furcht vor einer Landung beständig in Athem zu erhalten, sie dadurch zu immer neuen Anstrengungen zu zwingen und somit zu erschöpfen.

Es bestätigte sich ihm jedoch zu dieser Zeit die Überzeugung, daß England zur See den Franzosen weit überlegen sey. Eine aus Amerika zurückkehrende französische Eskadre, 15 Schiffe stark, stieß auf der hohen See auf den Englischen Admiral Calder, der nur 9 Schiffe unter seinen Befehlen hatte. Dennoch verloren die Franzosen zwei Schiffe in einem Treffen, das nach allen Umständen günstig für sie hätte ausfallen sollen.

Villeneuve, der Anführer der französischen Flotte, fühlte sich über seine Niederlage so gedemüthigt, daß er als Kriegsgefangener in England Ana=

tomie studirte, um sich selbst zu entleiben. Als er nach Frankreich zurückkehrte, wies der Kaiser ihm Rennes zu seinem Aufenthaltsorte an. Da er fürchtete, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, zerstach er, nach Anleitung der Kupfer von dem menschlichen Herzen, das seinige mit einer Nadel und starb.

»Er hätte es nicht thun sollen,« äußerte Napoleon, »denn er war ein braver Mann, wiewohl ohne Talente.«

350.

Bald darauf erhielt der Kaiser Kenntniß von den neuen, gegen ihn im Werke befindlichen Rüstungen, von dem Anzuge der Russen und dem Einrücken der Östreicher in Baiern. Sofort nahm er seine Armeen von den Küsten hinweg und stand 4 Wochen später schon jenseits des Rheins. Die Landkarten von England waren plötzlich aus seinem Kabinet verschwunden und hatten den Karten von Deutschland Platz gemacht. Er zeigte seinen Umgebungen den Weg, welchen die Truppen nehmen sollten und fügte mit der Sicherheit des Sieges hinzu: »Wenn der Feind mir entgegen kommt, so werde ich ihn vernichten, ehe er über die Donau zurück kann; wenn er mich erwartet, so werde ich ihn zwischen Augsburg und Ulm angreifen.«

351.

Als der Kaiser sich in Straßburg aufhielt, um den Übergang seiner Armee über den Rhein zu bewerkstelligen, gab er, am Tage vor diesem Übergange, den Generalen und Ober-Offizieren Befehl, sich am andern Morgen Punkt 6 Uhr an den Ufern des Rheins einzufinden.

Schon um 5 Uhr hatte sich der Kaiser, des strömenden Regens ungeachtet, allein an den Brückenkopf begeben, um zu sehen, ob seine Befehle vollzogen würden. Er war dem Regen ununterbrochen bis zu dem Augenblicke ausgesetzt, wo die ersten Divisionen nach der Brücke marschirten, und so durchnäßt, daß die Tropfen, welche von seinen Kleidern herabflossen, sich unter dem Bauche seines Pferdes sammelten und da einen kleinen Wasserfall bildeten. Sein Hut war vom Regen so übel zugerichtet, daß das Hintertheil auf die Schulter herabfiel, wie etwa der große Filzdeckel der Kohlenträger zu Paris. Als die Generale sich nach und nach um ihn gesammelt, sagte er zu ihnen: »Alles geht gut, meine Herren! Dies ist ein neuer Schritt gegen unsre Feinde. Aber wo ist denn Vandamme? Warum ist er nicht hier? Sollte er gestorben seyn?«

Niemand sagte ein Wort.

»Geben Sie mir doch Antwort, meine Herren! was ist aus Vandamme geworden?«

Der Anführer des Vortrabes, General Chardon, der bei dem Kaiser sehr beliebt war, erwiederte

jetzt: »Sire, ich glaube, daß Vandamme noch schläft. Wir haben gestern Abend ein Dutzend Bouteillen Rheinwein getrunken und unstreitig ...«

»Daß er getrunken hat, ist sehr recht; aber er hat Unrecht zu schlafen, wenn ich ihn erwarte.«

Chardon wollte einen Adjutanten an seinen Waffenbruder senden, aber der Kaiser hielt ihn davon ab. »Lassen Sie Vandamme schlafen; späterhin will ich schon mit ihm sprechen.«

In diesem Augenblicke erschien Vandamme.

»Ah, da sind Sie ja! Sie scheinen den Befehl vergessen zu haben, den ich gestern gegeben.«

»Sire, dies ist das erstemal, daß mir dies widerfährt.«

»Damit Sie keinen Rückfall bekommen, sollen Sie unter den Fahnen des Königs von Würtemberg kämpfen. Ich hoffe, Sie werden den Deutschen in der Mäßigkeit Unterricht geben.«

Nicht ohne schmerzliche Betrübniß entfernte sich Vandamme und begab sich zur Würtembergschen Armee, wo er Wunder der Tapferkeit that. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er zum Kaiser zurück; seine Brust war mit Orden bedeckt.

»General! Vergessen Sie nie, daß, wenn ich tapfere Männer liebe, ich diejenigen nicht liebe, welche schlafen, wenn ich sie erwarte.«

Die alte Gunst war wieder hergestellt und der Kaiser lud ihn zum Frühstücke.

352.

Vor seiner Ankunft zu Augsburg hatte der Kaiser, der voraus gereiset war, einen so langen Weg gemacht, daß ihn seine Begleitung nicht einholen konnte. Er übernachtete, ohne Gefolge und ohne Gepäck, in dem am wenigsten schlechten Hause eines ganz elenden Dorfes. Als die Personen seines Gefolges am andern Tage bei ihm eintrafen, empfing er sie lächelnd und drohte, sie als Nachzügler durch die Gensd'armerie aufgreifen zu lassen.

Von Augsburg begab er sich in das Lager vor Ulm und traf Anstalten zur Erstürmung dieses Platzes. Es entstand hier das bekannte hartnäckige Gefecht vom 14. Oktober. Während desselben befand sich der Kaiser in der Nähe eines schwer verwundeten Grenadiers. Dieser brave Mann schrie, gleich den Fechtenden, immer fort: »Vorwärts! Vorwärts!« Der Kaiser trat näher zu ihm heran, warf ihm seinen Militairmantel hin und sagte zu ihm: »Bringe mir ihn wieder; ich will Dir dafür das Kreuz der Ehrenlegion geben, das Du so eben verdient hast.« Der Grenadier, der sich tödtlich verwundet fühlte, gab ihm zur Antwort, das Leichentuch, das er so eben bekommen habe, sey so viel werth, als der Ehrenlegions-Orden, und gab, in den Mantel des Kaisers gehüllt, seinen Geist auf. — Er war ein Veteran der ägyptischen Armee. Der Kaiser ließ ihn fortschaffen und in seinem Mantel beerdigen.

353.

Ein anderer, eben so tapferer Soldat, wie der ebenerwähnte, gelangte ebenfalls zu einer Ehrenauszeichnung. Den Tag nach dem Gefechte bei Ulm besuchte der Kaiser die Feldspitäler. Ein Kanonier von der reitenden Feldartillerie, der nur noch ein Bein hatte, und der aus allen Kräften: es lebe der Kaiser! schrie, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Kaiser näherte sich ihm und sagte zu ihm: »Ist denn dies Alles, was Du mir zu sagen hast?«

»Nein, Sire! Ich kann Ihnen auch noch sagen, daß ich allein den Östreichern vier Kanonen unbrauchbar gemacht habe. Das Vergnügen, ihre Linien durchbrochen zu sehen, läßt mich vergessen, daß ich bald auf immer die Augen schließen werde.«

Der Kaiser gab voll Rührung dem Kanonier sein Kreuz der Ehrenlegion, erkundigte sich nach dem Namen seiner Ältern und sagte: »Wenn Du genesest, sollst Du ins Hotel der Invaliden kommen.«

»Dank, Sire! Der Aderlaß ist zu stark; mein Jahrgehalt wird Ihnen nicht hoch kommen; ich sehe wohl, daß ich von der Wache abziehen muß; aber es lebe der Kaiser, wenn auch ...!«

Sein inneres Gefühl führte ihn richtig; er überlebte die Abnahme seines Schenkels nicht.

354.

Der General Mack, welcher bekanntlich aus der Kriegsgefangenschaft in Paris entflohen war und sich vermessen hatte, die Franzosen zu züchtigen, ließ sich in Ulm einschließen. Er glaubte gar nicht, daß der Kaiser gegenwärtig sey, weil Leute seiner Art von einer solchen Schnelligkeit keinen Begriff haben; er schickte, um zu unterhandeln, den Prinzen Moritz Lichtenstein in das französische Hauptquartier und dieser war nicht wenig erstaunt, plötzlich vor dem Kaiser zu stehen.

Er kam mit dem Ansinnen, das eingeschlossene Heer wolle nach Östreich zurückkehren. Der Kaiser lächelte und sagte endlich: »Welchen Grund hätte ich, Ihnen diese Bitte zu gewähren? In acht Tagen sind Sie alle mein, ohne alle Bedingung. Man erwartet das Russische Heer; das noch kaum in Böhmen ist; und übrigens, wenn ich den Östreichern freien Abzug gebe, wer bürgt mir dafür, daß man nicht diese Truppen, sobald sie mit den Russen vereinigt sind, gegen mich die Waffen ergreifen läßt? Marengo schwebt mir vor Augen. Ich ließ Hrn. v. Melas abziehen und zwei Monate darauf, ungeachtet des feierlichsten Versprechens, den Frieden zu betreiben, mußte Moreau seine Truppen bekämpfen. Überdies kann man sich auf keine Kriegsgesetze berufen, nach dem Verhalten Ihrer Regierung gegen mich. Ich habe Sie nicht gesucht, so viel ist gewiß; ich kann mich überdies nicht auf das verlassen, was

Ihr General mir zusagen würde, indem es nicht von ihm abhängt, sein Wort zu halten. Wäre in Ulm einer Ihrer Prinzen, welcher sich dazu verpflichtete, so würde ich seinem Worte glauben, indem er verantwortlich dafür wäre und es nicht dulden würde, daß man ihn entehrte; aber ich glaube, der Erzherzog ist fort.«

Der Prinz Moritz antwortete, so gut er konnte und betheuerte, daß, wenn man ihm nicht die verlangten Bedingungen gestattete, das Heer Ulm nicht verlassen würde.

»Ich bewillige sie Ihnen nicht,« erwiederte der Kaiser. »Da ist die Kapitulation Ihres Generals, der in Memmingen gestanden; bringen Sie dieselbe dem Marschall Mack, und welchen Entschluß man auch in Ulm fasse, ich will von keinen andern Bedingungen sprechen hören. Ich habe keine Eile; je länger er zaudert, desto schlimmer wird seine Lage und mithin die aller Ihrigen.«

Der Prinz ging hierauf nach Ulm zurück. Noch denselben Abend schrieb der Marschall Mack dem Kaiser einen sehr ehrfurchtsvollen Brief, worin er ihm sagte, »daß der einzige Trost, der ihm in seinem Unglücke bleibe, der sey, sich gezwungen zu sehen, mit ihm zu unterhandeln; er versicherte, daß kein Anderer ihn zu so schimpflichen Bedingungen unterworfen hätte; weil aber das Geschick es so verlange, so sey er seiner Befehle gewärtig.«

355.

Durch die Kapitulation von Ulm gab das ganze in dieser Stadt sich befindende Östreichsche Heer sich gefangen. Es behielt sich vor, mit allen Kriegs-Sachen aus der Festung zu ziehen, vor der französischen Armee vorbei zu defiliren, die Waffen zu strecken und nach Frankreich abzugehen.

Während der acht Tage, die die Franzosen vor Ulm zubrachten, hatte man fortwährenden Regen gehabt; allein, als ob der Himmel den Sieg der Franzosen feiern wolle, hörte das Unwetter plötzlich auf und die Östreicher zogen an einem der schönsten Tage aus der Festung.

An dem bestimmte Tage stellte das französische Heer sich in Schlachtordnung auf den Bergen, im vollen Glanz eines kriegerischen sorgfältig gewählten Schmucks und einer bewundernswürdigen Sauberkeit. Man rührte die Trommeln, die Kriegsmusik begann. Ulms Thore öffneten sich, die Östreichsche Armee rückte schweigend heran, zog langsam vorüber, und ein Korps nach dem andern streckte an einem dazu bestimmten Orte die Waffen. Es waren 36000 Mann. — Die Ceremonie dauerte den ganzen Tag; der Kaiser stand vorn auf einem Hügel, auf dem Mittelpunkte seines Heeres. Man hatte ein großes Feuer angezündet, bei welchem er die Östreichschen Generale, 17 an der Zahl, empfing. Den Marschall Mack behandelte er sehr gut und ließ es sich angelegen seyn, ihn sein Unglück vergessen zu machen.

Diese Offiziere waren alle sehr traurig; der Kaiser unterhielt das Gespräch und sagte ihnen unter andern: »Es ist zu bedauern, daß so tapfere Leute als Sie, deren Namen überall, wo Sie gefochten haben, rühmlich genannt werden, die Opfer der Fehler eines Hofes werden, welcher nur unkluge Entwürfe nährt und sich nicht scheut, die Würde des Staats und der Nation aufs Spiel zu setzen, indem er mit den Diensten derer einen Handel treibt, die sie vertheidigen sollen. Es ist schon schreiende Ungerechtigkeit, ohne vorhergegangene Kriegserklärung mich zu überfallen; aber, wodurch er sich gegen seine Völker schuldig macht, ist, in ihre Länder einen fremden Einfall zu ziehen; es ist Verrath an Europa, asiatische Horden herbeizurufen. Statt mich ohne Grund anzugreifen, hätte man sich mit mir vereinigen sollen, um die Russen zurückzuschlagen. Eine in der Geschichte ungeheure Erscheinung ist dieses Bündniß. Es ist unmöglich das Werk von Staatsmännern Ihrer Nation; es ist mit einem Worte das Bündniß der Hunde und Schäfer mit den Wölfen gegen die Schafe. Gesetzt, Frankreich hätte diesen Kampf nicht glücklich bestanden, Sie würden den dadurch begangenen Fehler nur zu bald erkannt haben.«

356.

Bei dem Auszuge der Östreicher aus Ulm ereignete sich etwas, das dem Kaiser sehr mißfiel.

Ein General, welcher für witzig gelten wollte, erzählte ganz laut das spaßhafte Wort, welches er einem seiner Soldaten in den Mund legte.

Er ging durch ihre Reihen, sagte er, und hatte folgende Worte an sie gerichtet: »Nicht wahr, Soldaten, da sind viele Gefangene.« »Sie haben Recht, Herr General,« antwortete ihm einer von ihnen, »wir haben nie so viele H... bei einander gesehen.«

Der Kaiser, dem nichts entging, hörte diese Rede; er war sehr mißvergnügt darüber. Er ließ dem General den Befehl ertheilen, sich zu entfernen und sagte darauf zu den Umstehenden: »Man muß sich selbst sehr wenig achten, um so unglückliche Leute zu mißhandeln.«

357.

Napoleon wünschte vor der Schlacht von Austerlitz eine Unterredung mit dem Kaiser Alexander. Zuverlässig würde er diesen letztern gewonnen haben und die blutige Schlacht wäre erspart worden.

Sein Antrag wurde umgangen. Vor den Thoren von Wien machte man ihm den Vorschlag, Italien zu räumen. Sein Unwille war aufs höchste gestiegen. »Meiner Treu,« rief er aus, »es mag geschehen, was Gott will, aber ehe zweimal vier und zwanzig Stunden vergehen, werde ich sie gut zugerichtet haben.«

Diese und andere Worte hörte ein alter Soldat,

der bei einem Infanterieposten Schildwache stand. Um sich den Ohrenschmaus bequem zu machen, stopfte er seine Pfeife, indem er das Gewehr zwischen den Beinen hielt. Napoleon, bei ihm vorbeigehend, sah ihn an und sagte: »diese Schufte da glauben, daß sie uns nur zu verschlingen brauchen.«

»Ho, Ho!« entgegnete der Soldat, »das wird nicht so schnell gehen; wir werden uns in die Quere legen.«

Dieser Einfall gab dem Kaiser schnell seine Heiterkeit zurück und er beschäftigte sich mit den Zurüstungen zur Schlacht.

358.

Als der Kaiser vor der Schlacht von Austerlitz die Angriffslinie besuchte, wo es seit 48 Stunden an Lebensmitteln gebrach, sahe er einzelne Soldaten damit beschäftigt, sich Kartoffeln unter der Asche zu braten. Als er sich vor dem vierten Linien-Regimente befand, von dem sein Bruder Oberster war, sagte er zu einem Grenadier vom zweiten Bataillon, indem er eine Kartoffel zulangte und aß: »Bist Du mit diesen Tauben zufrieden?«

»Hm! es ist doch besser als gar nichts; aber diese Tauben sind eine Fastenspeise.«

»Gut, Alter,« erwiederte der Kaiser, indem er

auf die feindliche Armee zeigte: »hilf mir dort die Kerle vertreiben und wir wollen uns dann in Wien etwas zu Gute thun.«

359.

Sobald die Schlacht von Austerlitz gewonnen war, schickte der Kaiser sogleich den Kourier Moustache nach Frankreich, um der Kaiserin die Nachricht davon zu überbringen. Diese befand sich auf dem Schlosse zu St. Cloud. Es war 9 Uhr Abends, als man auf einmal ein großes Freudengeschrei vernahm und die Hufschläge eines Pferdes hörte, das im Galopp ankam. Alles verkündigte einen Kourier. Die Kaiserin, welche mit lebhafter Ungeduld Nachrichten von der Armee erwartete, eilte ans Fenster, und vernimmt die Wörter Sieg und Austerlitz. Voller Ungeduld, nähere Nachrichten davon zu erhalten, eilt sie mit ihren Frauen auf die Treppe vor der Thür, wo ihr Moustache mündlich die große Neuigkeit mittheilt und ihr den Brief des Kaisers übergiebt. Josephine zieht einen prächtigen Diamanten von ihrem Finger und schenkt ihn dem Kourier. Der Arme hatte 50 Stunden Weges im Galopp zurückgelegt und war so abgemattet, daß er vom Pferde gehoben werden mußte. Sein letztes Pferd, das er gewiß noch weniger als die andern geschont hatte, stürzte auf dem Schloßhofe todt nieder.

360.

Das Ergebniß des Sieges von Austerlitz waren 100 Kanonen und 43000 Kriegsgefangene, ohne die Verwundeten und Todten, ferner der Rückzug der Russen und Östreicher.

Der Kaiser besuchte am Abende die ganze Linie, wo die verschiedenen Kriegs-Regimenter gefochten hatten. Es war schon dunkel; er gebot allen seinen Begleitern ein tiefes Schweigen, um das Geschrei der Verwundeten zu hören, er ging sogleich auf sie zu, stieg selbst vom Pferde und reichte ihnen ein Glas Branntwein aus dem Flaschenfutter, das er immer mit sich führte. Einen großen Theil der Nacht brachte er auf dem Schlachtfelde zu; sein Gefolge war beschäftigt, den todten Russen die Mäntel abzuziehen, um die Verwundeten damit zu bedecken. Er ließ selbst bei jedem derselben ein großes Feuer anzünden, schickte überall nach einem Kriegskommissar herum und entfernte sich erst nach dessen Ankunft, und nachdem er demselben einen Posten seines eignen Gefolges zurückgelassen hatte, befahl er ihm, die Verwundeten nicht eher zu verlassen, als bis sie alle ins Krankenhaus gebracht wären.

So wußte der Held, wie nie ein Anderer, die Herzen seiner Soldaten zu gewinnen, welche überzeugt waren, daß, wenn es ihnen schlecht ging, es nicht seine Schuld war; sie überhäuften ihn mit Segenswünschen und versäumten nichts, um ihn zufrieden zu stellen.

Spä-

Später versorgte er alle Kinder der Militairs, welche in der Schlacht bei Austerlitz geblieben waren. Wer hat es ihm darin gleich gethan? —

361.

Während der Kaiser sich noch in Wien befand, erhielt er schon wieder von einer andern Seite Nachricht von einem Angriffe. Er erfuhr, daß die Russen mit einigen Engländern in Neapel eingerückt wären.

Sogleich traf er Anstalten, um Truppen dahin zu senden. Er hatte einen eingewurzelten Haß gegen die Königin von Neapel; er hatte mehrere Mal Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen, und sagte beim Eintreffen jener Nachricht: »Ja, was die anbetrifft, so wundert es mich nicht; aber wehe ihr, wenn ich je in Neapel einziehe, dann hat sie es zum letztenmale gesehen.«

362.

Bei der Rückkehr des Kaisers aus dem Feldzuge von 1805 hatte die Gemeinde von St. Cloud, welche durch den Aufenthalt des Hofes viel Nahrung gewann, beschlossen, sich ganz besonders auszuzeichnen und ihre ganze Liebe zu dem Kaiser an den Tag zu legen.

Der Maire von St. Cloud war Hr. Barré, ein sehr trefflicher und unterrichteter Mann, den Napoleon besonders schätzte und mit dem er sich gern unterhielt. Hr. Barré ließ einen einfachen, aber ed-

len und geschmackvollen Triumphbogen am Eingange, der nach dem Palaste führt, errichten und folgende Aufschrift darauf setzen:

A son Souverain cheri
la plus heureuse des Communes.

An dem Abende, wo man den Kaiser erwartete, brachten der Maire und seine Adjunkten mit der erforderlichen Anrede einen Theil der Nacht am Fußgestelle des Denkmals zu. Hr. Barré, alt und kränklich, begab sich nach Hause und stellte eines seiner Gemeindeglieder als Wache aus, die ihm die Ankunft des ersten Eilbotens sogleich melden sollte. Quer vor dem Triumphbogen wurde eine Leiter gelegt, damit vor dem Kaiser Niemand durchfahre. Unglücklicher Weise war der Gemeindewächter eingeschlafen, gegen Morgen langt der Kaiser an, lacht herzlich über das Hinderniß, das ihn der ihm zugedachten Ehre beraubt, und fährt neben dem Triumphbogen weg.

Noch am Tage der Ankunft heckten die, mit einem treffenden Witz allzeit fertigen Franzosen eine Karikatur aus, welche die bei dem Denkmal eingeschlafenen Behörden vorstellte. Man hatte dabei auch die Leiter nicht vergessen, welche die Durchfahrt versperrte; unten las man (als Anspielung auf den Namen des Maire) **l'arc barré** und die Aufschrift lautete also:

A son Souverain cheri
La plus dormeuse des Communes.

Dieser Scherz belustigte den Kaiser und seinen Hof überaus.

363.

Auf der Rückreise von Wien nach Paris traf der Kaiser in München mit Josephinen zusammen, wo die Vermählung des Vicekönigs Eugen mit der Prinzessin Auguste von Baiern gefeiert wurde. In Karlsruhe wurde die Verbindung des Erbprinzen von Baden mit dem Fräulein Beauharnais verabredet.

Kurze Zeit nach der Wiederankunft in Paris erfuhr der Kaiser die stattgefundene Besetzung des Königreichs Neapel durch seine Heere. Der Winter verging in Festen und Lustbarkeiten.

Der Kaiser belohnte den Marschall Murat mit dem Großherzogthum Berg, das Baiern an Frankreich für andere Länder abtrat. Dem Hrn. v. Talleyrand gab er das Fürstenthum Benevent im Königreich Neapel, dem Marschall Bernadotte das Gebiet Ponte Corvo in demselben Reiche. Diese letzte Verfügung erregte einiges Aufsehen; man hatte nicht erwartet, daß er seine Gunstbezeugungen bei diesem Marschall beginnen werde. Die Vermählung des Prinzen von Baden wurde in derselben Zeit gefeiert.

In demselben Winter entschloß sich der Kaiser, seinem Bruder Joseph die Krone von Neapel zu verleihen. Eine Gesandtschaft von zwölf Senatoren brachte demselben die Belehnung dieses Reiches, welches er an der Spitze des gegen dieses Land beorderten Heeres erobert hatte.

Auch in Holland ließ der Kaiser die Form der

Wahl=Regierung mit der monarchischen vertauschen, und die Wahl der angesehensten Staatsmänner fiel auf den Prinzen Ludwig, Bruder des Kaisers, dem man die Krone antrug.

Durch Pitt's Tod war Fox ins Ministerium gekommen. Der Kaiser kannte ihn persönlich; er hatte eine große Achtung für ihn in den langen und häufigen Gesprächen gewonnen, welche sie mit einander gehabt hatten, als dieser große Staatsmann aufs feste Land gekommen war. Napoleon knüpfte Friedens=Unterhandlungen mit ihm an, und einen deutlicheren Beweis kann man wohl nicht finden, daß es ihm Ernst mit dem Frieden war; allein noch ehe sie zum Schlusse kamen, starb Fox und die Sache war in der alten Lage. Anstatt den Frieden zu Stande gekommen zu sehen, hörte man von den Rüstungen des Preussischen Hofes und Napoleon — eilte zur Schlacht von Jena.

364.

Michael Ney, geboren am 10. Jan. 1769 zu Saarlouis, zeigte von Jugend auf eine entschiedene Vorliebe für die Waffen. In den Lehrstunden that er das Seinige, außerhalb derselben vereinigte er seine Schulkameraden in Reih' und Glied und musterte und befehligte sie, als ob er im Felde wäre.

Sein Vater, ein Böttcher, hatte gegen Friedrich II. gedient; seine Erzählungen von der Schlacht bei Roßbach, in der er sich ausgezeichnet hatte, sowie von seinen andern Thaten, entzündeten die Einbil=

dungskraft des Sohnes. Umsonst stellte ihm der Vater vor, daß ein Handwerker und Unadlicher in der militairischen Laufbahn nicht vorwärts kommen könne: vor den Augen des Sohnes schwebten nur Gefahren und Ruhm.

Der junge Ney wurde Schreiber eines Advokaten und später Sekretair eines General-Prokurators; in beiden Verhältnissen langweilte er sich aufs höchste. Im Alter von 15 Jahren war er nicht mehr zu halten; umsonst versuchte man, ihn beim Bergwesen zu fesseln; es gelang nur etwa 2 Jahre lang. Sein militairischer Sinn fand Nahrung, indem er sich in den vielen Garnisonstädten am Rhein stets von Soldaten umgeben sahe; es drängte ihn unwillkührlich, sich unter sie zu mischen und ihnen zu befehlen.

Ungeachtet der Ermahnungen seines Vaters, der Thränen seiner Mutter, verließ er seine niedrigen Beschäftigungen und ging nach Metz, wo sich ein Regiment Leibhusaren befand. Furcht und Kindesliebe kämpfte in seiner Seele; die letztere überwand; er kehrte in Saarlouis bei seinen Ältern ein, um sie, die bereits einen ältern Sohn (Peter) unter dem Militair hatten, noch einmal zu umarmen und Abschied von ihnen zu nehmen.*)

(* Der Vater des Marschalls liebte seinen Sohn mit Zärtlichkeit und Achtung. Er war außerordentlich stark und konnte große Mühseligkeiten aushalten. Aber man fürchtete doch, daß ihn die traurigen Ereignisse von 1815 zu heftig erschüttern würden. Man hielt daher dieselben vor ihm verborgen, und nur die Trauerkleider seiner Tochter und seiner Enkel ließen ihn ein großes Unglück ahnen. Er wagte nicht, darnach zu forschen. Von dieser Zeit an wurde er traurig und

Der Auftritt, der ihn hier erwartete, war so peinlich und herzzerreißend, daß er eilig, ohne Wäsche und ohne Geld, entfloh und seinen Weg fortsetzte. Indem seine Schuhe zerrissen und seine Füße wund wurden, ohne daß er den Muth verloren hätte, bewährte er schon damals jene Stärke des Karakters, die später sich vor keinem Hindernisse beugte.

Nach 13 Jahren, als General, sahe Ney seinen Geburtsort wieder. Die Artillerie begrüßte ihn mit Salven und die Truppen standen unter den Waffen. Die Einwohner liefen herbei, um ihren Landsmann zu sehen, auf den sie stolz waren. Der Marschall erkannte den Weg, den er vor 13 Jahren zu Fuße gegangen war: er erzählte den Offizieren, die ihn begleiteten, mit vieler Bewegung den Kummer, den er auf dieser Reise ausgestanden.

365.

Am 1. Februar 1787 kam Ney in Metz an. Er hatte keinen andern Gönner, als einen schlichten Lieutenant, der selber am Avancement verzweifelte. Bald aber machte Ney sich seinen Obern bemerklich. Er besaß einige Geschäftskenntnisse, war gewandt, begriff leicht, führte Übungen und Bewegungen mit großer Präcision aus, zeigte die strengste Subordination und schrieb dabei eine schöne Hand. Er arbeitete im Bureau des Quartiermeisters und benutzte

finster und nannte den Namen seines Sohnes nur selten. Er starb 1826, im Alter von beinahe 100 Jahren, ohne das traurige Ende seines Sohnes erfahren zu haben.

diese Stellung, um sich mancherlei Kenntnisse zu eigen zu machen.

Ney hatte eine schöne Haltung und große Geschicklichkeit in Handhabung seiner Waffen. Er saß mit Anmuth und Sicherheit zu Pferde und bändigte die wildesten Thiere, an deren Brauchbarkeit man verzweifelte. Vermöge seiner Gewandtheit geschah es, daß ihm stets die Ehrendienste vorbehalten blieben.

Der Waffenmeister der Jäger von Vintimille, die mit dem Leib-Regimente in Garnison lagen, war ein hitziger Mann, der immer den Säbel in der Hand hatte und allen Rekruten, selbst den geschicktesten Schützen furchtbar war. Dieser hatte den Waffenmeister des Leib-Regiments verwundet und das Regiment beleidigt; die Unteroffiziere vereinigten sich, um ihn dafür zu bestrafen. Der Bravste und Geschickteste wurde gewählt; Ney, der inzwischen Brigadier geworden war, sollte die Rache übernehmen. Mit Freuden erklärt er sich dazu bereit; man steht auf der Mensur und schon sind die Säbel gekreuzt. Da fühlt Ney sich plötzlich am Zopfe gezogen. Er dreht sich um und sieht seinen Obersten, der ihn bedroht und gefangen nehmen läßt.

366.

Das Duell war bei Todesstrafe verboten. Ney war bei der That ergriffen; der Fall konnte nicht schwieriger seyn. Aber er war bei seinen Obern beliebt. Er schlug sich, weil man ihn dazu gewählt hatte. Man suchte ihn zu retten; die Unteroffiziere

kamen gemeinschaftlich zu dem Obersten, ihn um Gnade zu bitten. Es wurde bald eine Angelegenheit des ganzen Korps. Schon fürchtete man in jener Zeit der Gährung neuer Ideen, daß eine allzugroße Strenge die Gemüther der Soldaten erbittern möchte und eine lange Gefangenschaft rettete Ney von dem Kriegsgerichte.

Aber kaum war er auf freiem Fuße, so konnte die Gefahr, der er sich abermals unterzog, ihn nicht abhalten, dem Gesetze der Ehre zu genügen. Der aufgeschobene Zweikampf fand zum zweiten Male statt, und zwar heimlich. Ney blieb Sieger; ein Säbelhieb auf die Faust verstümmelte für immer seinen Gegner und brachte ihn bald in elende Umstände.

Ney vergaß, als er reich geworden war, dieses Duell nicht; er suchte den Unglücklichen auf, den er gestraft hatte, und gab ihm eine Pension.

367.

Ney war zum Marschall des Reichs ernannt worden; Viele fanden sich ein, um ihn zu beglückwünschen und Jeder brachte ihm seine Huldigungen. Er unterbrach dieses Konzert von Schmeicheleien und wandte sich an einen alten Offizier, der in der Ferne stand: »Sie erinnern Sich, Kapitain, der Zeit, wo Sie mir sagten, wenn ich Ihnen Bericht erstattete: gut, Ney, ich bin mit Dir zufrieden; fahre fort, Du wirst Deinen Weg machen.«

»Vollkommen, Herr Marschall;« antwortete lebhaft der alte Vorgesetzte; »ich hatte die Ehre, über

Jemand zu stehen, der mehr werth war, als ich; so etwas vergißt sich nicht.«

368.

Ney verbarg seinen Ältern sorgfältig die Gefahren, denen er entgegen ging. Als Anführer der Avantgarde des Generals Coland wurde er in ein blutiges Treffen verwickelt. Als er am Abende, ermüdet von den Ereignissen des Tages, erzählte, machte ein Freund ihm Vorwürfe über das, was er seine Unklugheit nannte.

»Es ist wahr,« sagte Ney, »ich bin heute glücklich genug davon gekommen. Viermal habe ich ganz allein mitten unter den Östreichern gestanden.«

»Sie sind glücklicher gewesen, als Ihr Bruder.«

»Wie? Sagen Sie! Ist mein Bruder todt? Ach! meine arme Mutter!«

Man erzählt ihm, daß sein Bruder, der Offizier geworden war, in einem ernsthaften Treffen in Italien seinen Tod gefunden habe.

»Was würde,« sagt er, »aus meiner Mutter und aus meiner Schwester geworden seyn, wenn ich heute auch gefallen wäre! Schreiben Sie ihnen, aber sagen Sie nichts von den Gefahren, denen ich mich aussetze, damit sie nicht besorgt um mich sind.«

369.

Edelmüthig, arm und uneigennützig, wie Ney war, mochte er sich der Gelegenheiten, sich zu berei-

chern, die ihm der Krieg bot, nicht bedienen. Bei der Nordarmee Kapitain geworden, brannte er vor Ungeduld, einen Beweis seines Muthes zu geben. Er stieß auf die Englische Reiterei und griff sie mit solchem Vertrauen an, daß er, an der Spitze eines kleinen Detaschements, dieselbe durchbrach und weit zurückwarf. Auf seinem Wege traf er eine Eskadron, die er angriff und zerstreute. Den Anführer nahm er gefangen; dieser bot ihm eine Börse voll Gold für seine Freiheit. Ney lächelte und der Engländer faßte wieder Muth.

»Ihr seyd,« sagte er, »von unsern Truppen umgeben und werdet unfehlbar gefangen werden, hier ist Gold; kommt zu uns, Euer Glück ist gemacht und es sind Eure Fürsten, denen Ihr dienen werdet.«

»Das ist zu viel,« entgegnete Ney unwillig und setzte ihm den Degen auf die Brust; »Geld und Desertion! Jetzt sollt Ihr im Angesicht Eurer Armee desertiren, Ihr sollt mit mir Eure Leute angreifen; macht Ihr Miene zum Entfliehen; so habt Ihr den Tod. Vorwärts, meine Husaren!«

Er griff abermals die Englischen Linien an, welche sehr verduzt waren, einen ihrer eignen Offiziere an der Seite des Franzosen zu erblicken, der mit solcher Heftigkeit sie anfiel. Endlich bringt Ney seinen reichen Gefangenen, ganz bestürzt über den schnellen Ritt, in das Hauptquartier. »Behaltet Euer Gold,« sagte er zu ihm; »Ihr könnt es besser brauchen, als ich; aber ein andresmal seyd vorsichtiger, wenn Ihr unterhandeln wollt.«

370.

Ney war, bei der strengsten Subordination, seinen Vorgesetzten weder unterwürfig, noch schmeichelte er ihnen.

Kleber, der ihm, als seinem General-Adjutanten, sehr wohl wollte, hatte in seiner leidenschaftlichen Hitze einen heftigen Haß gegen einen Offizier gefaßt, dem er früher sehr zugethan gewesen war. Jetzt wollte er ihn entfernen, und beauftragte Ney, die Entlassung auszufertigen.

»Sie entlassen ihn, warum?...«

»Weil er mir mißfällt,« antwortete Kleber mit Heftigkeit.

»So werde ich eher mir den Arm abhauen lassen, als daß ich einen solchen Befehl ausfertige.«

Kleber gab nach und ließ den Offizier auf seiner Stelle.

371.

Es ist bekannt, mit welcher Macht und Kraft Ney die Massen in Bewegung brachte und auf den Feind schleuderte. Feurig und stürmisch, wenn der Angriff begann, besaß er eine unerschütterliche Kaltblütigkeit im Verlauf des Kampfes. Ruhig mitten im Feuer, besonnen unter einem Hagel von Kugeln und Bomben, schien er keine Gefahr zu kennen und mit dem Tode nichts gemein zu haben. Diese Kühnheit, welche 20 unter Gefahren aller Art verlebte Jahre nicht zu dämpfen vermochten, gab seinem Geiste die Freiheit und die Schnelligkeit des Urtheils und der Ausfüh-

rung, welche mitten in den verwickelten Bewegungen des Krieges so nothwendig ist. Sie war noch bewundernswürdiger, als sein Muth in der Schlacht, von welchem Alle beseelt waren, die in seiner Nähe standen.

Einer seiner Offiziere fragte ihn eines Tages, ob er nie Furcht gehabt habe?

»Ich habe nie Zeit dazu gehabt,« erwiederte trocken der General.

372.

Sein ausgezeichneter Muth hinderte den Marschall nicht, auch die kleinsten Zeichen von Schwäche, von welcher ein Soldat selten ganz frei ist, zu bemerken. Ein Offizier berichtete ihm über seinen Auftrag, demselben fliegt während des Berichts eine Kugel so nahe vorbei, daß er unwillkührlich den Kopf bückt; dessen ungeachtet fährt er fort, sich ohne Bewegung zu zeigen.

»Das war ein Glück!« sagte der Marschall; »aber ein andresmal salutiren Sie nicht so tief.«

373.

Selbst aus niederem Stande emporgekommen, suchte der Marschall in seiner Armee stets die gemeinen Soldaten hervor, die durch ihren Muth sich ausgezeichnet hatten. Bei aller seiner Herablassung aber litt er nicht, daß man ihm guten Rath gab; man verstieß dadurch, seiner Meinung nach, gegen das unbeschränkte Vertrauen, welches einem General en

Chef so durchaus nothwendig ist. Ein Offizier seines Generalstabes, der sich zu viel Einsicht zutraute, überreichte ihm eines Tages ein Memoire über die Angelegenheiten der Schweiz mit den Worten: »Nehmen Sie General; Sie finden darin, was man thun muß.«

Diese Zudringlichkeit wurde wie eine wahre Impertinenz behandelt und der Rathgeber, mit Heftigkeit abgewiesen, unterstand sich nicht wieder, mit solcher Zuversicht aufzutreten. Überhaupt wurde der Marschall mit den zunehmenden Jahren weniger umgänglich, theils, um gewisse Vertraulichkeiten abzuweisen, die einige ehemalige Kriegsgenossen sich zu erlauben für gut finden möchten, theils, um sich vor Undank zu bewahren, dem die Herzensgüte so oft ausgesetzt ist.

374.

Stets bereit, Excesse zu unterdrücken, vergaß der Marschall nichts, denselben zuvorzukommen; selbst von Jugend auf einfacher Soldat, hatte er die Beschwerden der Krieger zu gut kennen gelernt, um sie ihnen nicht nach Kräften zu erleichtern. Er sorgte für ihre Bedürfnisse und liebte sie auf das väterlichste, während er jede Ausschweifung unnachsichtlich bestrafte. Er suchte die Offiziere unter seinem Befehle zu überzeugen, daß der Soldat mit Rücksicht und Schonung behandelt werden müsse und daß nur dadurch jene Selbstverleugnung und jenes Aufgeben des individuellen Willens zu erreichen sey, welche das mächtigste Band der militairischen Macht ausmachen. Er ver-

mied, seine Truppen mit unnützem Dienst zu belasten; sie sahen seine Sorgsamkeit ein und hingen dafür um so fester an ihm. So z. B. blieben seine unermeßlichen Anstrengungen, in Portugal für den höchst schwierigen Unterhalt der Truppen zu sorgen, in der Brust der Soldaten, und als er in Folge seines Streits mit Massena von dem Kommando des 6ten Armeekorps abtrat, zeigten ihm die Traurigkeit und das Gemurre der Krieger, die nur eines Worts bedurft hätten, um in Meuterei auszubrechen, daß er es mit keinen Undankbaren zu thun gehabt habe.

375.

Von der Strenge der Disciplin des Marschalls zeugt folgender Zug.

Im Darmstädtschen hatte ein Treffen stattgefunden; die Östreicher wurden zweimal hinter einander geschlagen. Vom Gefecht erhitzt, waren einige französische Soldaten in die Häuser eingedrungen, um zu plündern. Die Umstände konnten das Vergehen entschuldigen; aber es war Zwang angewendet und der Sieg gemißbraucht worden; unglückliche Bauern hatten ohne Noth leiden müssen. Er bestrafte die Schuldigen, ließ den Schaden schätzen, um die armen Geplünderten entschädigen zu können; und damit die Genugthuung glänzender und die Schätzung kein bloßes Blendwerk seyn möge, bat er den Landgrafen, dieselbe selbst vorzunehmen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auer, C. F. R.

Napoleon und seine Helden oder Immortellen auf dem Grab der gefallenen
Groeße Sammlung der verbuergten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen
Bd.: 5

Leipzig (1834)

Gall.rev. 1029 z-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425575-2